



Universität
Basel

UNINOVA

Das Wissenschaftsmagazin der Universität Basel – N°138 / November 2021

Mehr!

Gespräch

Die Vermessung
der Psyche. 8

Standpunkte

Müssen wir Gesetzen
immer gehorchen? 36

Album

Rückkehr
der Natur. 38

Essay

Wofür steht
der Islam? 56

Adrenalinkick?

Gratis Jugendkonto
eröffnen und von über
800 Vorteilen profitieren!

z.B. 10% Rabatt im ELYS Boulderloft

Isch
drbyy!

OSTUcard colourkey



www.bkb.ch/jugend



Basler
Kantonalbank

Die Kurve zeigt nach oben.



Angelika Jacobs,
Redaktion UNI NOVA



Noëmi Kern,
Redaktion UNI NOVA

Erst war es beunruhigend, dann wurde es schnell beängstigend. Der steile Anstieg der Infektionszahlen zu Beginn der Pandemie überrumpelte die Politik und die Bevölkerung. Exponentielles Wachstum ist schwer vorstellbar, sogar für manche Mathematik-Studierende, sagt Helmut Harbrecht im Interview, das Sie im Dossier dieser Ausgabe finden. Im Kontrast zu den Fallzahlen schien vieles andere zu schrumpfen, unser Bewegungsradius, die Wirtschaftsleistung, nach einiger Zeit auch der Zusammenhalt der Gesellschaft.

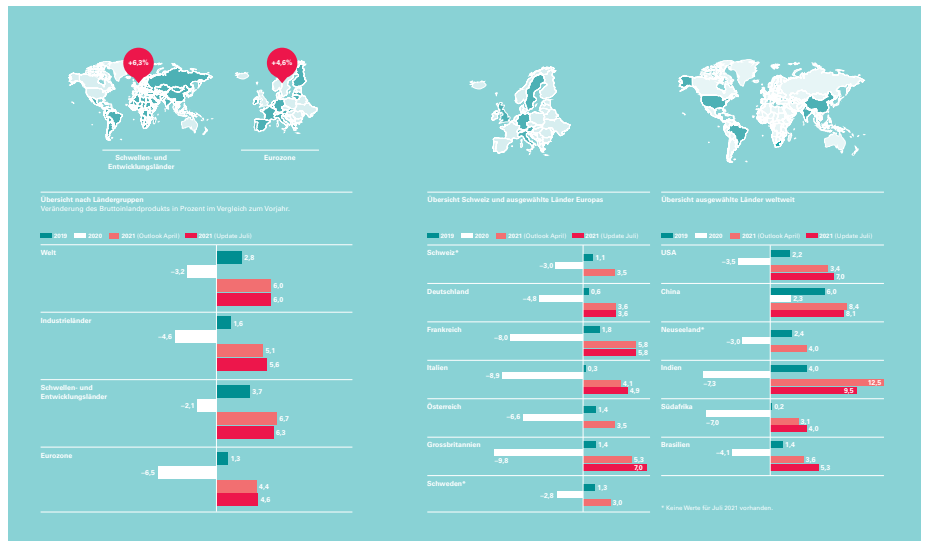
Wir widmen diese Ausgabe den verschiedenen Aspekten von Wachstum, das teilweise erst durch sein Ausbleiben auffällig wird. Was lässt Gemeinschaften zusammenwachsen? Was, wenn wir uns vom Konzept der ewig wachsenden Wirtschaft verabschieden würden? Wir präsentieren Forschungsprojekte zur Frage, wie wir mit der knappen Ressource Land umgehen sollten, um die ständig wachsende Weltbevölkerung zu ernähren, wie wir mit der Flut unserer eigenen digitalen Daten umgehen und was Nährstoffe und Wachstum verbindet. Nicht zuletzt haben Homeoffice und eingeschränkte Bewegungsmöglichkeiten bei manchen Menschen auch zu einer Gewichtszunahme beigetragen. Deshalb haben wir der Leiterin der Adipositas-Sprechstunde des Universitätsspitals und Forscherin an der Universität Basel einige Schlüsselfragen gestellt. Daneben zeigen wir Ihnen in einer Serie von Infografiken, was während der oder durch die Pandemie gewachsen ist, und zeichnen damit Spuren der Pandemie nach – jenseits von Fallzahlen und neuen Virusvarianten.

Wir wünschen Ihnen eine angenehme Lektüre, mit Wissenszuwachs und vielen Aha-Momenten.

Angelika Jacobs und Noëmi Kern
Redaktion UNI NOVA



Die Psychiatrie braucht exaktere Methoden. Psychiaterin Annette Brühl im Gespräch, Seite 8



Was im Zuge der Pandemie gewachsen ist, Seite 12

6 Kaleidoskop

8 Gespräch

Die Psyche ist für die Medizin schwierig zu fassen. Mit Bluttests und Hirnscans könnte die Psychiatrie allerdings neue Wege beschreiten, ist Annette Brühl überzeugt.



Titelbild

Gemeinschaften, Datenberge, Zellen – ein Blick auf die Facetten des Wachstums.

Dossier

Mehr!

14 **Ein Modell, um die Welt zu ernähren.**

Wie soll man den Boden am besten nutzen, um den Hunger einer wachsenden Weltbevölkerung zu stillen?

17 **Gemeinsam stark.**

Sich mit Gleichgesinnten zusammenzutun, liegt in der Natur des Menschen. Heterogenität ist für das Zusammenwachsen einer Gemeinschaft kein Hindernis. Im Gegenteil.

20 **Schluss mit dem ewigen Wachstum?!**

Unser Wirtschaftssystem muss nachhaltiger werden. Je drei Argumente für und gegen eine Postwachstumsökonomie.

23 **«Selbst Mathematiker verschätzen sich.»**

Über die mathematischen Grundlagen des exponentiellen Wachstums – und warum man es sich nur schwer vorstellen kann.

24 **Künstliche Intelligenz räumt auf.**

Technische Lösungen helfen, den Überblick über die Flut an Fotos und Videos zu behalten. Doch sie haben auch Nachteile.

26 **Besser sparen.**

Wer Geld anlegt, will sein Vermögen vergrössern – etwa im Hinblick aufs Alter. Was es dabei zu beachten gilt.

28 **Das Tausendsassa-Protein.**

Vor 30 Jahren machte Michael N. Hall mit seinem Team eine grosse Entdeckung. Erfolg und Anerkennung liessen aber auf sich warten.

32 **Gewichtige Fragen.**

Katharina Timper berät und behandelt stark übergewichtige Menschen in der Adipositas-Sprechstunde. Dabei muss sie manche Irrtümer richtigstellen.



Wo einst Ackerland war, kehrt nun die Natur zurück, Seite 40

34 Mein Arbeitsplatz

Umweltforschende wollen den Wasserkreislauf der Erde besser verstehen. Dazu untersuchen sie, wie sich Schwebeteilchen in der Luft verhalten.

36 Standpunkte

Müssen wir Gesetzen immer gehorchen?

Die Einschätzung einer Juristin und eines Philosophen.

38 Album

Rückkehr der Natur.

Ein Renaturierungsprojekt in der Petite Camargue soll das ehemalige Ackerland zu einem sich selbst erhaltenden Wald- und Wiesengebiet entwickeln.

48 Forschung

Trainieren fürs Herz.

Sport und Bewegung können den Blutdruck senken. Eine Basler Untersuchung zeigt, welche Übungen besonders effektiv sind.

50 Forschung

Robert, was steht denn da?

Basler Forschende machen das Gesamtwerk des Schweizer Autors Robert Walser in einer textkritischen Ausgabe zugänglich.

52 Forschung

Eingewandert, weiblich, arm.

Eine Basler Historikerin erforscht, wie sich die bezahlte Hausarbeit im 20. Jahrhundert entwickelte.

55 Bücher

Neuerscheinungen von Forschenden der Universität Basel.

56 Essay

Wofür steht der Islam?

Diese Frage taucht aufgrund wiederholter Gewalttaten immer wieder auf. Der Versuch einer Antwort.

58 Porträt

Der Gradlinige.

Für eine Professur ist Scott McNeil nach Basel gezogen – mitten in der Pandemie. Für den US-Amerikaner nicht der erste Neuanfang.

60 Nachrichten

62 Alumni

66 Mein Buch

Dystopien haben es der Literaturwissenschaftlerin Anna Karško besonders angetan.

Impressum

UNI NOVA,
Das Wissenschaftsmagazin der Universität Basel.
Herausgegeben von der Universität Basel,
Kommunikation & Marketing (Leitung: Matthias Geering).

UNI NOVA erscheint zweimal im Jahr, die nächste Ausgabe im Mai 2022. Das Heft kann kostenlos abonniert werden; Bestellungen per E-Mail an uni-nova@unibas.ch. Exemplare liegen an mehreren Orten innerhalb der Universität Basel und an weiteren Institutionen in der Region Basel auf.

KONZEPT: Matthias Geering, Reto Caluori, Urs Hafner

REDAKTION: Angelika Jacobs, Noëmi Kern, Reto Caluori; Mitarbeit: Niklas Bienbeck, Cornelia Niggli

ADRESSE: Universität Basel, Kommunikation & Marketing, Postfach, 4001 Basel

Tel. +41 61 207 30 17

E-Mail: uni-nova@unibas.ch

GESTALTUNGSKONZEPT: New Identity Ltd., Basel

GESTALTUNG: STUDIO NEO, Basel

ÜBERSETZUNGEN: Sheila Regan und Team, UNIWORKS (uni-works.org)

BILDER: Cover: Tim Drivas Photography/Getty Images; S. 4: Oliver Hochstrasser; Marina Bräm; S. 5: Christian Flierl; S. 6/7: Historisches Museum Basel (HMB), Peter Portner; HMB, Maurice Babey; HMB, Natascha Jansen; S. 49: Halfpoint/iStock; S. 50: Keystone SDA / Robert Walser-Stiftung Bern; S. 52: Hans Bertolf, Staatsarchiv Basel-Stadt, BSL 1013 1-272 1; S. 60/61: Jonas Landolt, inatura.ch; Niklas Bienbeck; Valentin Jeck; S. 62: Rahel Schneider; S. 63: AlumniBasel; S. 64: VIAC; Daniel Peter; S. 65: Fabienne Gribi; S. 67: Eugene/Unsplash; KOBU Agency/Unsplash; Thomas Jensen/Unsplash; Nationaal Archief/Wikimedia Commons, CC BY-SA 3.0 nl.

ILLUSTRATION: Studio Nippoldt, Berlin

KORREKTORAT: Birgit Althaler, Basel (deutsche Ausgabe), Lesley Paganetti, Basel (englische Ausgabe)

DRUCK: Birkhäuser+GBC AG, Reinach BL

INSERATE: Universität Basel, Marketing & Event, E-Mail: alessandra.rigillo@unibas.ch

AUFLAGE DIESER AUSGABE:

13 000 Exemplare deutsch

2200 Exemplare englisch

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur mit

Genehmigung der Herausgeberin.

ISSN 1661-3147 (gedruckte Ausgabe deutsch)

ISSN 1661-3155 (Online-Ausgabe deutsch)

ISSN 1664-5669 (gedruckte Ausgabe englisch)

ISSN 1664-5677 (Online-Ausgabe englisch)

ONLINE:

unibas.ch/uninova

facebook.com/unibas

instagram.com/unibas

twitter.com/unibas

UNI NOVA
gibt es auch in Englisch.
Und im Internet:
issuu.com/unibas
unibas.ch/uninova

Antike Trinkspiele

Jedem Getränk das richtige Gefäss.

Sehr gute Weine muss man sich leisten können. Wer dies auch tut, unterstreicht seinen Status. Und wer andere zum Genuss des edlen Weins einlädt, kann ein Netzwerk aufbauen und pflegen.

Um die Geselligkeit des Weinkonsums noch zu unterstreichen, nutzten vor allem Männer im vormodernen Basel Rituale des Zutrinkens sowie Trinkspiele in Zunftstuben und Wirtshäusern. In diesem Rahmen konnte man sich Aufträge beschaffen und Männlichkeit demonstrieren.

Im 16. und 17. Jahrhundert trank man dabei nicht nur aus gewöhnlichen Bechern oder Gläsern. Die verwendeten Gefässe waren ziemlich ausgeklügelt und prunkvoll und hatten alle möglichen Formen. Das unterstreicht ihren repräsentativen Charakter. Repräsentation war neben dem Gefühl der Zusammengehörigkeit eine wichtige Funktion von Trinkspielen.

Dergleichen erfährt man im Blog «Materialized History». Er wurde anlässlich des 65. Geburtstags von Professorin Susanna Burghartz lanciert, als digitale Festschrift. Diese Form wie auch der Inhalt der knapp 70 Beiträge verschiedener Historikerinnen und Historiker mit Bezug zum Departement Geschichte der Universität Basel stehen in Zusammenhang mit den Forschungsinteressen der Basler Professorin. ■

bit.ly/uni-nova-histories





4



1



2



3

1 Schreitender Rebmann als Trinkgefäß, wohl aus Zürich, um 1620.

2 Trinkspiel sogenannter Werthemannscher Hirsch, Augsburg 1610–1615.

3 Trinkspiel des heiligen Georgs im Kampf mit dem Drachen, Basel um 1600.

4 Trinkspiel respektive Trinkgefäß der Basler Schuhmazerzunft aus dem Jahr 1661.

Die Vermessung der Psyche.

Die Seele ist für die Medizin schwieriger zu fassen als ein auffälliger Hautfleck oder ein gebrochenes Bein. Mit Bluttests und Hirnscans könnte die Psychiatrie neue Wege beschreiten, ist Annette Brühl überzeugt.

Interview: Urs Hafner Foto: Oliver Hochstrasser

UNI NOVA: Frau Brühl, Sie sind Professorin für affektive Störungen, also für «Gefühlsstörungen». Sind heftige Gefühle nicht immer störend?

ANNETTE BRÜHL: Nein, Gefühle sind aus meiner Sicht sozusagen das Gewürz des Lebens. Sie sind wichtig, weil sie uns sagen, was wir mögen und was nicht. Sie helfen uns dabei, uns besser kennenzulernen. Aber ein Gericht kann zu viel Chili oder Salz enthalten, und dann wird es ungeniessbar.

UNI NOVA: Wann wird ein Gefühl ungeniessbar?

BRÜHL: Nehmen wir ein Beispiel: Jemand verliert einen Angehörigen. Wenn die trauernde Person eine Woche lang nicht mehr aus dem Bett kommt, ist das akzeptabel, wenn sie einen Monat liegen bleibt vor lauter Verzweiflung, wird es auffällig und schränkt das Leben ein. Die Zeit ist aber nur ein Faktor. Hinzu kommen die Intensität der Trauer und die durch sie hervorgerufene Beeinträchtigung des eigenen Lebens und der Umwelt. Wenn die Person sich gar nicht mehr vom Ereignis

lösen kann und keine Balance mehr findet, ist sie womöglich in eine Depression geraten.

UNI NOVA: Das Sich-Lösen gelingt auch in weniger traurigem Kontext nicht immer, nehmen wir etwa die Anfang Sommer erfolgte Aufhebung der Corona-Maskenpflicht im Freien. Trotzdem liefen weiterhin viele Menschen mit einer Maske herum. Stehen sie am Anfang einer Gefühlsstörung?

BRÜHL: Eher nicht. Erstens war das Tragen einer Gesichtsmaske etwa in Japan und Südkorea im Fall einer Infektionskrankheit schon vor der Pandemie gang und gäbe, zweitens ist das Tragen so lange unproblematisch, wie die Person damit niemanden stört und selbst nicht darunter leidet. Schwieriger wird es, wenn die Person einen Wasch- und Hygienezwang entwickelt, von dem sie gerne befreit wäre.

UNI NOVA: Und wenn jemand Genuss aus dem Leiden zieht?

BRÜHL: Sie meinen Masochismus? Nun, wenn die Person in der Summe eine posi-

tive Bilanz aufweist für ihr Leben mit Zwang, dann stimmt das so für sie – aber was ist mit dem Umfeld? Ich hatte eine Klientin, die von ihrem Mann verlangte, dass er sich jedes Mal von Kopf bis Fuss desinfizierte und die Kleidung wechselte, bevor er die Wohnung betrat.

UNI NOVA: Der Hobbypsychologe sagt: Sie wollte ihren Mann loswerden ...

BRÜHL: Nein, sie hatte einfach panische Corona-Angst. Sie hat sich jeden Tag stundenlang die Hände gewaschen. Der Hund musste sein Geschäft auf dem Balkon verrichten, auch das Kind durfte das Haus nicht mehr verlassen. Die Umgebung litt zusehends unter ihrem Zwang.

UNI NOVA: Was haben Sie gemacht?

BRÜHL: Die Symptomatik war zum Glück noch frisch und nicht chronifiziert. Ich habe der Patientin klare Informationen zur Pandemie, eine realistische Einschätzung des Gefahrenpotenzials sowie strukturierende Instruktionen gegeben, also dass sie die Konfrontation mit dem, was sie stresst, nicht vermeiden sollte. Das ist der springende Punkt.



«Man darf nicht vergessen: Corona hat viele Menschen verängstigt, aber auch vielen Entlastung gebracht.»

Annette Brühl

UNI NOVA: Sie haben die Frau also geheilt?

BRÜHL: Sie ging wieder aus dem Haus mit Kind und Hund. Sie merkte, dass keine Katastrophe passiert, wenn sie sich ihren Ängsten stellt.

UNI NOVA: Die Patientin hat sich vorbildlich und vernünftig verhalten. Was machen Sie, wenn der Kranke nicht auf Sie hört?

BRÜHL: Die Heilung erfolgte hier nicht nur mit Vernunft: Ich verschrieb der Frau zunächst ein Psychopharmakon, weil sie aufgrund des Stresses nicht mehr schlafen konnte. Der Stimmungsaufheller begünstigte die erfolgreiche psychotherapeutische Behandlung. Aber auch für schwere Fälle gilt das Prinzip: Der Patient muss herausfinden, welche Ängste und Verhaltensweisen ihm im Weg stehen, und die Motivation finden, ein Leben zu führen, das mit seinen Zielen und Werten im Einklang steht. Hätte ich die Frau zu einem späteren Zeitpunkt behandelt, hätte sich vielleicht inzwischen der quasi desinfizierte Mann von ihr getrennt, das isolierte Kind hätte Schulschwierigkeiten bekommen, und sie wäre verzweifelt. Aber die Heilung wäre nicht grundsätzlich anders verlaufen.

UNI NOVA: Oft hört man, die Pandemie habe viele Menschen psychisch krank gemacht. Wie haben Sie das erlebt?

BRÜHL: Weder in Basel noch in Zürich, wo ich vorher arbeitete, ist bis jetzt eine Zunahme von diagnostizierten Erkrankungen zu verzeichnen. Wenn ich eine an Corona verstorbene Person betrauer, bin ich ja noch nicht krank, sondern erst dann, wenn ich nicht mehr aus der Trauer herausfinde und diese mich lähmt. Das können wir aber erst mit zeitlicher Verzögerung feststellen, wir werden also wahrscheinlich bald mehr Patientinnen und Patienten haben. Und man darf nicht vergessen: Corona hat viele Menschen verängstigt, aber auch vielen Entlastung gebracht, etwa von Konflikten am Arbeitsplatz. Den Belasteten stehen die Erleichterten gegenüber.

UNI NOVA: Die Corona Stress Study hat in der Bevölkerung jedoch vermehrt depressive Symptome festgestellt. Wie erklären Sie sich die Diskrepanz zu Ihrer Erfahrung?

BRÜHL: Depressive Symptome sind noch lange keine Erkrankungen. Wenn ich es

Annette Brühl

ist seit 2020 Professorin für Affektive Störungen an der Universität Basel. Zugleich ist sie Chefarztin des Zentrums für Affektive, Stress- und Schlafstörungen und des Zentrums für Alterspsychiatrie an den Universitären Psychiatrischen Kliniken Basel. 1977 in Koblenz geboren, studierte Brühl in Mainz Medizin und promovierte in Pharmakologie. Nach ihrer Habilitation an der Psychiatrischen Universitätsklinik (PUK) Zürich forschte sie im britischen Cambridge zu Verhaltens- und Neurowissenschaften und war stellvertretende Chefarztin an der PUK Zürich.

im Lockdown vermisst habe, mit Freunden auszugehen, macht mich das traurig, aber ich habe noch keine Depression. Die Trauer ist eine Reaktion, die der Situation angemessen ist. Wenn ich an anderen Dingen Freude finde, mich mit Hobbies beschäftige und nach der Lockerung der Massnahmen und dem Nachlassen der Bedrohung wieder auflebe, dann war ich zwar belastet, bin aber nicht depressiv. Patienten mit Depressionen sind traurig, freud- und antriebslos, obwohl ihre Umgebung eigentlich positiv ist.

UNI NOVA: Im Klassifikationssystem psychischer Störungen, im DSM, kommen seit Jahren mit jeder Aktualisierung neue Krankheiten hinzu. Werden die Menschen immer irrer oder schaut die Medizin einfach genauer hin?

BRÜHL: Letzteres! Wir stehen heute in der Psychiatrie an dem Punkt, wo die innere Medizin in den 1970er-Jahren stand. Wir werden immer präziser. Die Psychiatrie ist ja eine relativ junge Wissenschaft, nur etwas älter als hundert Jahre. Um 1900 verfügte sie nur über drei Diagnosen, nämlich Depression, Manie und Neurose. Daneben ging sie vor allem deskriptiv vor, indem sie die Symptome und Verläufe von Krankheiten beschrieb, ohne die Ursachen zu kennen. Da sind wir heute viel weiter.

UNI NOVA: Das klingt optimistisch. Der Blick in die Geschichte zeigt aber, dass psychische Krankheiten kommen und

gehen. Die Hysterie ist verschwunden, noch in den 1980er-Jahren galt Homosexualität als Störung, heute leiden Kinder an Dysphorie, an der Geschlechtsidentitätsstörung. Schafft sich jede Gesellschaft ihre eigenen Krankheiten?

BRÜHL: Die Psychiatrie ist mehr als andere medizinische Fächer in gesellschaftliche und moralische Fragen verstrickt. Für die Hautärztin bleibt der Fleck auf der Haut ein Fleck, was es aber mit der Angst auf sich hat, unter der jemand leidet, ist schwieriger zu fassen. Gerade darum ist die Biologie für uns so wichtig. Mit ihr stossen wir in eine neue Dimension vor. Ich glaube, dass wir bald schon genau definierten Krankheitsgruppen die passenden Medikamente zuordnen können, so wie die Onkologie bei Brustkrebs aufgrund genetischer Diagnosen passende Therapien durchführt.

UNI NOVA: Was meinen Sie mit Biologie?

BRÜHL: Die Analyse der Daten des Hirns und des Blutes der Patientinnen und Patienten. Mit der Biologie machen wir unser Fach objektiver, weil wir die Subjektivität des Kranken um eine Dimension erweitern. Aber wir stehen erst am Anfang. Da wir noch über keine präzisen Laborwerte und Hirnbilder verfügen wie die innere Medizin, sind wir noch immer vor allem auf die Aussagen der untersuchten Person angewiesen.

UNI NOVA: Die Psychiatrie dachte immer wieder, sie finde die Ursachen psychischer Krankheiten im Körper. Um die Mitte des 20. Jahrhunderts war die Erbbiologie dominant, gemäss der sich Schwachsinn von einer Generation zur nächsten fortpflanze, die These wurde aber aufgegeben. Dreht sich die Psychiatrie im Kreis?

BRÜHL: Wir sind in der genetischen Forschung viel weiter als damals! Wir wissen nun, dass es kein einzelnes Gen für Depression oder Schizophrenie gibt. Die Vererbung psychischer Krankheiten findet statt, aber sie verläuft viel komplexer. Es gibt in der Psychiatrie keine Krankheiten, die auf einem einzigen vererbten Gen beruhen, sondern nur solche, bei denen viele kleine genetische Faktoren zusammenspielen. Dank genetischer Analysen wissen wir heute, dass bipolare Erkrankungen, also wenn jemand manisch-depressiv ist, genetisch der Schizophrenie

näher stehen als der unipolaren Depression. Dieses Wissen hat zu erfolgreichen Medikationen geführt. Wenn wir noch mehr Daten haben, können wir die Medikamente noch genauer verschreiben.

UNI NOVA: Sehen Sie bei der medikamentenbasierten Psychiatrie auch Nachteile, dass etwa die Patientinnen und Patienten nur mehr gedämpft durchs Leben gehen und keine Gefühle mehr empfinden?

BRÜHL: Wenn einer nur mehr gedämpft durchs Leben geht, dann ist die Behandlung schlecht. Sie beinhaltet immer auch psychotherapeutische Elemente. Je nach Erkrankung stehen Medikamente oder Psychotherapie im Vordergrund, aber die Behandlung ist nie nur medikamentös. Generell sollte sie dazu führen, dass die Patientin sowohl positive als auch negative Gefühle in einem für sie guten Mass empfindet, sie möglichst wenig leidet und gut am Leben teilhat.

UNI NOVA: Sie haben jeden Tag mit Menschen zu tun, die sich auf der Grenze zwischen dem bewegen, was als normal und

als nicht normal gilt. Hat dies Ihren Blick auf das Leben geprägt?

BRÜHL: Da müssten Sie meine Freunde fragen. Ich bin nicht der grüblerische Typ, der den Kontakt zur Realität verliert, und ich bin damit gesegnet, nach Feierabend die Bürotür hinter mir schliessen und die Themen im Büro lassen zu können. Im Lauf der Jahre habe ich ein grösseres Verständnis für die Vielfalt an Lebensgestaltungen gewonnen. Ich staune immer wieder, wie Menschen es schaffen, trotz ihrer Erkrankung gut zu leben. Ich schaue mir allerdings kaum mehr Filme an, in denen die Psychiatrie eine Hauptrolle spielt, etwa «Black Swan» oder «Einer flog über das Kuckucksnest». Erkrankungen werden meist so verzerrt dargestellt, dass ich mich nur aufregen und meine Begleitung nerven würde.

UNI NOVA: Die Filme artikulieren ein Unbehagen gegenüber der Psychiatrie. Woher könnte dieses kommen?

BRÜHL: Es ist nicht zu bestreiten, dass die Psychiatrie sich in der Vergangenheit in

den Dienst moralisch fragwürdiger Entscheidungen gestellt und unerwünschte Personen ausgegrenzt hat. Das ist heute anders, ich erlebe die Psychiatrie als reflektiert und ethisch bewusst. Dazu kommt, dass psychische Erkrankungen für die Öffentlichkeit mit Unbehagen und Stigma besetzt sind, weil sie die Person direkt betreffen und schwierig zu verstehen sind – im Gegenteil zu einem gebrochenen Bein oder einem Tumor, der auf dem Röntgenbild zu sehen ist. Schliesslich ist das Wissen der Bevölkerung darüber, was in der Psychiatrie passiert, viel geringer als beispielsweise bei der Chirurgie. Die Psychiatrie braucht mehr Sichtbarkeit, und die Öffentlichkeit braucht mehr realistische Information. ■

helvetia.ch

Neues E-Bike. Rundum geschützt.



Check starten.

Unser Leben verändert sich. Machen Sie den Check und prüfen Sie, ob Ihre Versicherung mit Ihrem Leben Schritt hält.

einfach. klar. helvetia 
Ihre Schweizer Versicherung

Auszeit
auf dem
Bürgenstock
gewinnen.



Dossier



Desinfektionsmittel
im Jahr 2020

270x

2019



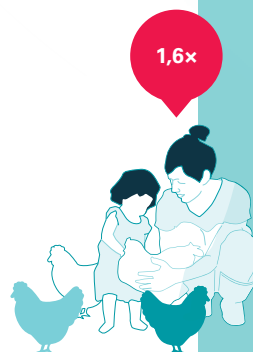
195x



Konserven und
Fertiggerichte

Mehr!

**Der Mensch kennt vor allem eine
Richtung: vorwärts. Alles soll
besser, grösser und mehr werden.
Ein Blick auf die Facetten
des Wachstums.**



Mehr Selbstversorger

Anstieg der täglich durchschnittlichen Youtube-Views mit dem Begriff «Hühnerzucht» um 160%. Gemessener Zeitpunkt in der ersten Welle 2020 gegenüber dem Vorjahr.

Mehr Eier

Anstieg der Inlandproduktion im Jahr 2020 gegenüber dem Vorjahr um 6,3%.

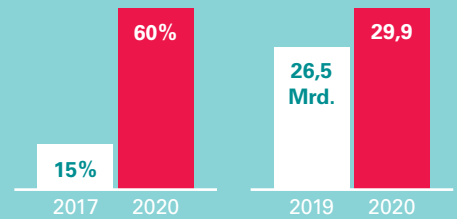


Mehr Produkte und Nahrungsmittel
Anstieg der durchschnittlich täglichen Verkäufe in der ersten Welle von 2020 im Vergleich zum Vorjahr.

Die Spuren der Pandemie

Infektionszahlen, Spitaleintritte, Todesfälle und Impfquoten standen und stehen während der Pandemie im Fokus. In dieser Serie aus Infografiken klammern wir diese Statistiken bewusst aus und werfen einen Blick auf anderes, das durch die Pandemie oder während derselben gewachsen ist.

Recherche: Angelika Jacobs, Noëmi Kern
Infografik: Marina Bräm



Mehr kontaktlos
Anteil der kontaktlosen an allen Zahlungen.

Mehr Umsatz
Anstieg stationärer Detailhandel zum neuen Rekordwert. (in Mrd. CHF)

Hamsterkäufe und Hühnerzucht

Die Corona-Pandemie hat uns eiskalt erwischt: Von einem Tag auf den anderen war nichts mehr wie davor, und wir mussten uns in unterschiedlichen Lebensbereichen neu einrichten. Wir deckten uns mit dem ein, was uns am nötigsten schien, und überlegten, Selbstversorger zu werden. Den Umgang mit Bargeld vermieden viele, wenn möglich.



Ein Modell, um die Welt zu ernähren.

Die Weltbevölkerung wächst und mit ihr auch der Hunger nach Nahrungsmitteln. Um diesen auch in Zukunft stillen zu können, modellieren Ruth Delzeit und ihr Team, wie man den Boden dafür am besten nutzen soll.

Text: Catherine Weyer

In Hemmiken fährt ein Bauer mit dem Traktor über sein Feld. Er macht sich Gedanken über seinen Weizen: Wird er künftig genug Geld erhalten, damit sich seine Arbeit lohnt? Will in fünf Jahren überhaupt noch jemand seinen Weizen kaufen? Und was wird auf seinem Acker noch wachsen, wenn die Temperaturen immer weiter steigen und die Sommer entweder unglaublich trocken sind oder die Felder von Starkregen überschwemmt werden?

Antworten auf diese Fragen sucht Ruth Delzeit. Die Professorin für Global and Regional Land Use Change modelliert zusammen mit ihrem Team am Departement Umweltwissenschaften, wie wir in Zukunft die Natur nutzen werden. Wobei es nicht so sehr darum geht, wie wir das Land bebauen wollen, sondern darum, wie wir es bebauen müssen. «Mittelfristig können wir es uns nicht leisten, den Umweltschutz auf die lange Bank zu schieben. Sonst haben wir bald keine fruchtbaren Böden mehr für die Nahrungsmittelproduktion», warnt Delzeit.

Abhängig von globalen Playern

Die Landwirtschaft bekommt das Wachstum zu spüren, und zwar von allen Seiten: das Wachstum der Bevölkerung, das Wachstum des Wohlstandes, aber auch das Wachstum der Kritik, wie wir unseren

Boden beackern – und welche Auswirkungen das auf die Natur hat.

Dabei ist auch dieses Wachstum von vielen Faktoren abhängig: Der Bauer in Hemmiken lebt und arbeitet wohl in einem kleinen Dorf, bezahlt seine Steuern in der Gemeinde und kann mit seinem Stimmrecht in der Schweizer Demokratie mitreden – seine Zukunft ist aber auch geprägt von globalen Playern. Gerade das macht die Arbeit von Delzeit und ihrem Team so komplex. «Im Moment arbeiten sich drei Doktoranden in das Modell ein – darum beneide ich sie nicht», sagt sie und lacht herzlich.

Kleine Änderung, grosse Auswirkung

Es handelt sich dabei um ein mikroökonomisches Modell zur Berechnung des allgemeinen Gleichgewichtes. Dabei berücksichtigen Delzeit und ihr Team alle Industriezweige. Sie berechnen, was passiert, wenn sich etwas an der momentanen Lage verändert. «Mit dem Modell kann man unterschiedliche Szenarien berechnen, indem man zum Beispiel eine Steuer auf den Fleischkonsum in Industrieländern einführt», erklärt Delzeit. «Weil die Fleischprodukte somit für Konsumenten teurer werden, verteilen sie ihr Einkommen auf andere Produkte. Diese werden wegen der höheren Nachfrage auch etwas teurer, der Handel ändert

sich. Es wird zum Beispiel weniger Tierfutter in Industrieländer importiert, dafür aber vielleicht mehr Gemüse. So ergeben sich neue Marktgleichgewichte und man kann dann die Situation mit und ohne Steuer vergleichen.»

Um Aussagen über die Zukunft der Nahrungsmittelproduktion tätigen zu können, müssen die Forschenden viel berücksichtigen: Wie viele Leute werden künftig auf der Erde leben? Wollen sie eher Fleisch oder eher Hülsenfrüchte essen? Wie wird sich der globale Lebensmittelhandel entwickeln? Wird es auf lokaler Ebene ein Umdenken in der Bewirtschaftung der Felder geben? Und welche Entscheidungen wird die Politik auf nationaler und internationaler Ebene bis dann getroffen haben?

Forschung liefert Entscheidungshilfen

Fragt man Delzeit nach einer Prognose für die Agrarpolitik im Jahr 2050, winkt sie ab. «Prognosen kann man für die nächsten drei bis vier Monate tätigen, länger nicht.» Das ist aber auch nicht ihr Ziel: «Wir schaffen Entscheidungshilfen», stellt sie klar. Die konkreten Pflöcke müssen andere einschlagen – mit ihren sogenannten Wenn-dann-Analysen schaffen Delzeit und ihre Team Grundlagen zur Orientierung. Und das ist auch ihr Ziel: «Ich finde es richtig, dass man in der For-

schung wenig interpretiert. Und wenn, dann muss es klar gekennzeichnet sein.»

Delzeit hat vor beinahe zwanzig Jahren begonnen, sich mit den Themen Landnutzung und Nutzungskonflikte zu beschäftigen. Als studentische Hilfskraft forschte sie damals zu Biogas. «Da gab es anfangs einen grossen Hype, über die negativen Effekte hat man sich keine Gedanken gemacht», erzählt sie. Dann kam die Wirtschaftskrise 2008, gepaart mit klimatischen Veränderungen und Börsen, an denen auf Lebensmittelpreise gewettet wurde. Und plötzlich gab es in Südamerika keinen Mais mehr zu kaufen, die arme Bevölkerung musste hungern, Industrieländer verarbeiteten den Mais lieber zu Kraftstoff. «Es war sicher eine Verkettung mehrerer negativer Umstände damals. Das hat aber gezeigt, welche emotionale und auch moralische Aufladung das Thema Biokraftstoffe hat», so Delzeit.

Intensiver anbauen, wo es Sinn macht

Um Situationen wie diese zu verhindern, rechnen Delzeit und ihr Team Szenarien durch. Sollen mehr Flächen landwirtschaftlich bebaut oder die bestehenden Flächen intensiver bewirtschaftet werden? Welchen Einfluss hat das auf die Lebensmittelpreise? Und was passiert mit der Biodiversität?

Eine von Delzeits Erkenntnissen: Intensivere Landwirtschaft ist für die Biodiversität schonender, als wenn mehr Flächen bebaut werden. Aber auch hier muss man differenzieren: «In Industrieländern ist eine intensivere Landwirtschaft nicht mehr möglich», stellt sie klar. «Wir haben ja bereits heute Probleme mit Nitrat im Grundwasser.» In anderen Gebieten, zum Beispiel in der Subsahara, sehe die Situation aber ganz anders aus: «Hier könnte man mit gezielten Düngungen eine enorme Produktionssteigerung schaffen, ohne dass mehr Fläche verbraucht wird.» Gleichzeitig blieben andere Gebiete landwirtschaftlich ungenutzt, zugunsten der lokalen Biodiversität.

Sollte die Schweiz also aufhören, gewisse Lebensmittel zu produzieren, wenn diese in anderen Ländern effizienter angebaut werden können? «Das ist nicht realistisch», sagt Delzeit. «Staaten wollen Autarkie, sie wollen sich nicht komplett abhängig machen von anderen Staaten. Was sonst passieren kann, hat die Coronapandemie eindrücklich gezeigt, wenn plötzlich dringend benötigte Güter am Zoll zurückgehalten werden.» Also auch hier: Eine einfache Lösung gibt es nicht.

Ertragreich oder robust?

Genau damit setzt sich Delzeit seit zwei Jahrzehnten auseinander: Wo setzt man an, um die Ernährungssicherheit über Jahrzehnte hinaus zu garantieren? Baut man effiziente Pflanzensorten in riesigen Monokulturen an oder soll man eher auf alte Sorten zurückgreifen, die robuster sind, aber weniger ertragreich? «Indien baut beispielsweise wieder alte Reissorten an, die besser mit Überschwemmungen zurechtkommen», erzählt Delzeit. «Das ist eine sinnvolle Anpassung an den Klimawandel.» Aber auch hier gelte: Es gibt nicht einen richtigen Weg, um die ganze Weltbevölkerung zu ernähren und gleichzeitig die Biodiversität zu schützen.

Die Professorin betont aber auch, dass die Nahrungsmittelproduktion nicht der einzige Hebel ist, um eine Veränderung zu bewirken: «Wir müssen über die Kalorieneffizienz nachdenken: Welcher Aufwand ist nötig, um 1000 Kilokalorien aufzunehmen – mit Fleisch oder mit eiweisshaltigen Pflanzen?» Die Tendenz in Schwellenländern, mehr Fleisch und Milchprodukte zu konsumieren, werde die weltweite Agrarpolitik vor neue Herausforderungen stellen. Auch dies ist ein Rädchen in Delzeits grossem Modell.

Überhöhte Ansprüche

«Gleichzeitig haben wir ein riesiges Potenzial bei der Lebensmittelverschwendung», sagt die Umweltwissenschaftlerin. Allein in der Schweiz werden jährlich 2,8 Millionen Tonnen Lebensmittel weg-

geworfen, die geniessbar wären. «Wir haben einen enorm hohen Anspruch an die Lebensmittel und werfen deshalb Dinge weg, die gesundheitlich völlig unbedenklich sind», kritisiert sie. Ein Luxus, den man sich eigentlich nicht leisten kann – und unter dem vor allem die Natur leidet. Auch hier gäbe es politische Hebel, die man tätigen könnte, ist Delzeit überzeugt. «Wenn die Lebensmittel teurer wären, würde man sie nicht in diesem Ausmass verschwenden.» Weil die Landwirtschaft aber subventioniert wird, spiegelt das Preisschild im Laden nicht die effektiven Kosten wider – und die Hemmungen der Konsumentinnen und Konsumenten sinken, das Lebensmittel wegzuerwerfen.

Delzeit ist im Februar dem Ruf an die Universität Basel gefolgt, nachdem sie in Kiel das Research Center «Umwelt und natürliche Ressourcen» am Institut für Weltwirtschaft leitete. Hier will sie ihren Forschungsschwerpunkt ausbauen: mit Projekten zur nachhaltigen Wassernutzung, regionalen Fallstudien und einem Blick auf die Subventionierungspolitik. «Heute werden sowohl Biokraftstoffe als auch fossile Energieträger vom Staat unterstützt. Es wird spannend sein, zu modellieren, wie sich politische Entscheidungen auf die weitere Nutzung der Kraftstoffe auswirken werden», sagt sie. Auch hier wird es sicher keine einfache Lösung geben. Aber damit rechnet Ruth Delzeit gar nicht erst. ■

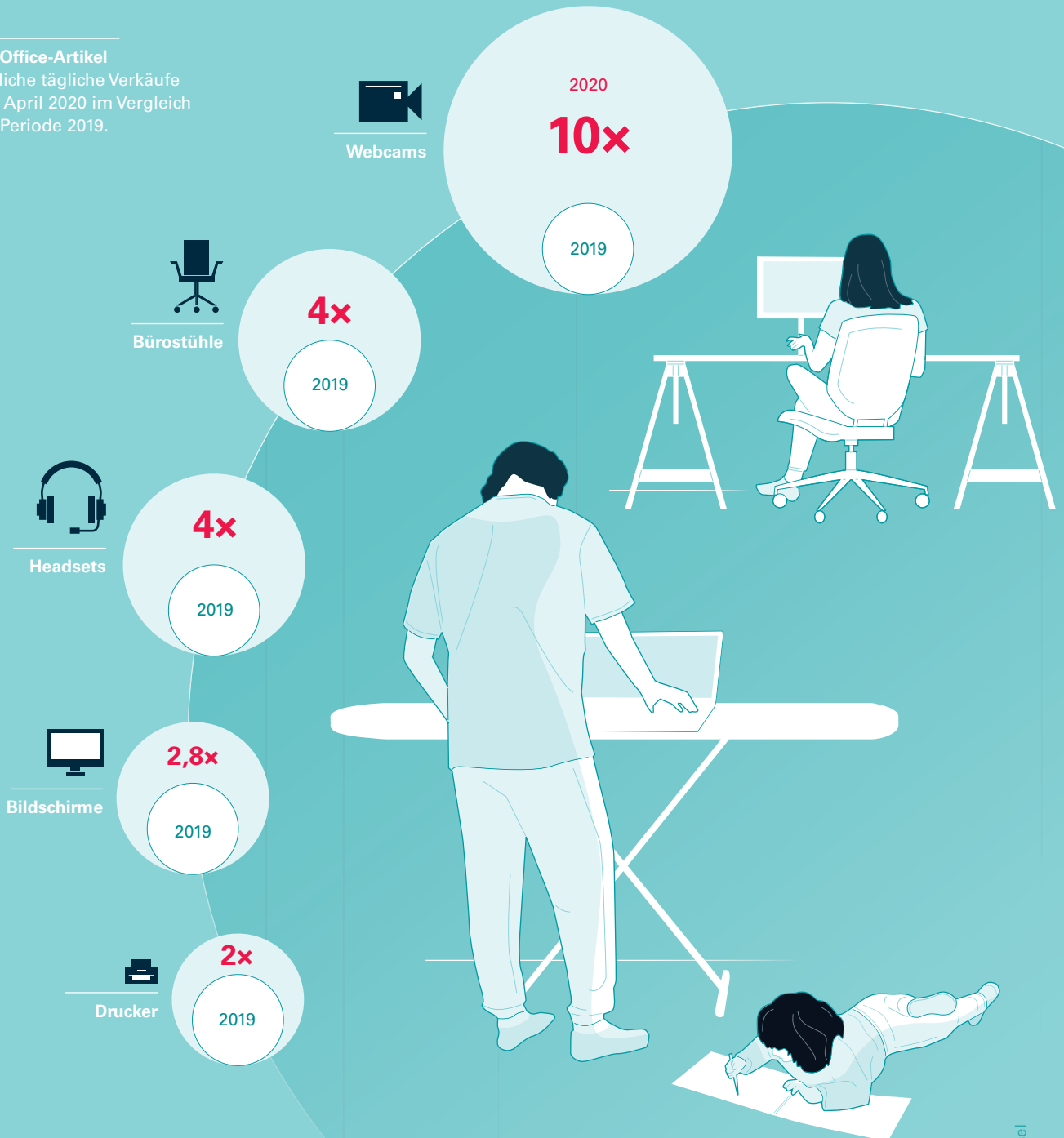


Ruth Delzeit

ist seit Februar 2021 Professorin für Global and Regional Land Use Change an der Universität Basel.

Mehr Home-Office-Artikel

Durchschnittliche tägliche Verkäufe im März und April 2020 im Vergleich zur gleichen Periode 2019.



Wir bleiben zu Hause

Das Leben fand in den eigenen vier Wänden statt. Das Daheim war neu auch Büro und Schulzimmer. Flexibilität war gefragt: Das Bügelbrett taugt auch als Stehpult. Und Online-Shopping war immerhin noch möglich. Wir kochten auch mehr. Das schlug sich im Stromverbrauch der Privathaushalte nieder, zum Beispiel in der Region Basel.

Mehr zu Hause

-40,6%	Nachfrage Personenverkehr
-12,2%	Generalabonnemente

Mehr privater Energieverbrauch

+2,3%	Privat- und Kleinstgewerbe*
-6,7%	Gewerbe und Industrie

* In den vergangenen Jahren: Rückgang von 1,5 bis 2% aufgrund von Effizienzmassnahmen.

Gemeinsam stark.

Sich mit Gleichgesinnten zusammenzutun, liegt in der Natur des Menschen. Was dabei entstehen kann, zeigt das Beispiel Gundeldinger Feld in Basel. Für ein solches Zusammenwachsen sind heterogene Gesellschaften keine Bedrohung, sondern eine Chance.

Text: Noëmi Kern

Toor! Die Leute jubeln, es entsteht ein kollektiver Freudentaumel im Fussballstadion. Die Liebe zum Fussball und «ihrem» Verein macht die Menschen im Stadion zu Verbündeten, zu einer Gemeinschaft. Und das, obwohl – oder gerade weil – sie sich kaum kennen. Nach dem Spiel werden sie wieder auseinandergehen – und sich vielleicht nie wieder sehen.

Oto Potluka kennt solche Gemeinschaftsphänomene. Der Staatswissenschaftler forscht am Center for Philanthropy Studies (CEPS) der Universität Basel dazu, wie Gemeinschaften entstehen, was sie stärkt und was sie schwächt. Gerade beim Sport zeige sich die Dynamik der Gemeinschaftsbildung gut: «Er ist der kleinste gemeinsame Nenner der Menschen im Stadion. Aus dem Jubel kann mehr entstehen, muss aber nicht», sagt er.

Aber nicht nur Erfolgserlebnisse sorgen für Gemeinschaft. Im Gegenteil, negative Erfahrungen sind sogar ein stärkerer Treiber: «Krisen wie die Coronapandemie fördern den Zusammenhalt», sagt er. «Dann sind die Menschen bereit, anderen zu helfen.» Man führe sich vor Augen, dass man selber in einer schwierigen Situation auch froh wäre um Unterstützung.

Schliesslich ist der Mensch ein soziales Wesen. Wir wollen uns mit Gleichgesinnten zusammenschliessen, ein gemeinsames Ziel verfolgen. Deshalb entstehen Gemeinschaften – formell organisierte wie Vereine oder lose Gruppierungen wie eine Jassrunde. Was zählt, ist der Einsatz: «Das Wichtigste ist, dass

die Leute aktiv sind. Nur so kann etwas entstehen», sagt Potluka.

Gemeinschaftliches Handeln kann einiges bewirken. Das zeigt das Beispiel Gundeldinger Feld – ein privates Stadtentwicklungsprojekt im Basler «Gundeli»-Quartier. Oto Potluka hat in einer Fallstudie dazu untersucht, wie soziale Innovation in der Stadtentwicklung erfolgreich sein kann.

Ein gemeinsames Ziel eint

Ausgangspunkt des Projekts war der Wegzug eines Maschinenbauunternehmens vor 20 Jahren. «Die Unsicherheit, wie es mit dem Areal weitergeht und wie dies das Zusammenleben im Quartier beeinflusst, bereitete den Anwohnern Sorge», erzählt Potluka. Um eine Lösung zu finden, die zum Quartier passt, machten sich fünf Privatpersonen gemeinsam Gedanken zur Zukunft des Areals. Es sollte ein Raum werden, in dem sich die Quartierbevölkerung begegnet.

Anstatt ihre Ideen einfach umzusetzen, befragten die Initianten weitere Leute zu ihren Wünschen und Bedürfnissen. So kamen auch deren Befürchtungen und Ängste auf den Tisch. «Das ist nur möglich, wenn man miteinander kommuniziert», sagt Oto Potluka. Er ist überzeugt: Kommunikation und gegenseitiges Vertrauen sind entscheidend, damit funktionierende Gemeinschaften entstehen.

Auf dem Gundeldinger Feld konnten sich verschiedene Interessengruppen einbringen. Das sorgte allerdings auch für Konflikte: Je mehr Leute, desto



Oto Potluka forscht am Center for Philanthropy Studies. Er befasst sich mit Wirkungsanalysen und interessiert sich dabei insbesondere für regionale Entwicklungen und die Rolle der Zivilgesellschaft.

unterschiedlicher die Ziele. Es war aber auch eine Chance: «Die Ressourcen wachsen mit der Anzahl der Involvierten. Und ein gemeinsames Ziel eint», so Potluka. Durch die Möglichkeit, mitzugestalten, sei die Akzeptanz in der Bevölkerung besser, als wenn irgendein Investor auf dem Areal seine Ideen im Alleingang verwirklicht hätte, vermutet er.

Ohne Geld ging es dennoch nicht. Die Initianten aktivierten ihre eigenen Netzwerke, um Firmen als Mieterinnen und Investoren zu finden. Heute gibt es auf dem Gundeldinger Feld unter anderem Kinderkrippe neben Gastronomie, Brauerei neben Kletterhalle, Tonstudio neben Büroräumlichkeiten. Das ist gelebte Heterogenität par excellence, die längst nicht nur Quartierbewohner anzieht.

Das Fazit aus Oto Potlukas Fallstudie: «Die Erfolgsfaktoren sind für mich Dialog, Machtteilung, Netzwerk und die Finanzierung.» Das erfolgreiche Gundeldinger Feld lädt zur Nachahmung ein. Aber: «Man kann ein Modell nicht einfach an einem anderen Ort implementieren. Jeder Ort hat seine eigenen Gegebenheiten, denen man Rechnung tragen muss.»

Heterogenität als Chance

Das Gundeldinger Feld ist ein Beispiel für eine «Bottom up»-Lösung: Das Projekt wurde von A bis Z auf privater Ebene «von unten» durchgeführt, der Staat musste nicht «top down» eingreifen. Für Oto Potluka ist «bottom up» eine gute Vorgehensweise in einer wachsenden, heterogenen Gesellschaft. Solche Initiativen entstehen vor Ort und berücksichtigen die Bedürfnisse der ansässigen Bevölkerung. In der Wissenschaft spricht man auch von Place Based Management.

Das föderalistische System der Schweiz begünstigt das und die direkte Demokratie unterstützt den Dialog. «Nehmen wir die Berner Gemeinde Moutier: Die Menschen durften an der Urne darüber entscheiden, dass sie künftig dem Kanton Jura angehören wollen», sagt Oto Potluka. Ohnehin stellt der Tscheche fest: «In der Schweiz nimmt man sich Zeit, um einen Konsens zu finden.»

«Wer Kontakte knüpfen und sich engagieren will, tut das, egal, wo auf der Welt er lebt.»

Oto Potluka

Das ist nicht immer einfach: Die Bevölkerung wächst und durch die Migration treffen Menschen mit unterschiedlichen Hintergründen aufeinander. «Dann ist die Kommunikation untereinander besonders wichtig, um sich zu finden und gemeinsam zu Lösungen zu kommen», sagt der Wissenschaftler. Er ist überzeugt: «Gelingt dies, ist die Heterogenität eine Chance für die Gemeinschaft.»

Gemeinschaften bestehen weltweit

Sofern sich denn Menschen, die in der Fremde leben, überhaupt einbringen. Den Vorwurf, dass Expats in ihrer eigenen Blase leben, hört man immer wieder. «Wer Kontakte knüpfen und sich engagieren will, tut das, egal, wo auf der Welt er lebt», sagt Potluka aus eigener Erfahrung. Er selber ist seit drei Jahren aktives Mitglied der Freiwilligen Feuerwehr in Binningen. «Meiner Meinung nach ist eine Gemeinschaft aber nicht zwangsläufig ortsgebunden, sie kann auch im virtuellen Raum bestehen.» Die Digitalisierung habe es einfacher gemacht, sich rund um den Globus mit Gleichgesinnten auszutauschen. Die Pandemie hat das nochmals unterstrichen. Dadurch entstehen neue Formen von Gemeinschaften.

Jene, die nur übers Internet existieren, unterscheiden sich dabei von solchen, in denen sich die Leute untereinander persönlich kennen. «Wenn man an einem Ort lebt und die Menschen regelmässig trifft, wirkt die sogenannte innere Kohäsion stärker», weiss Potluka. Je ausgeprägter sie ist, desto höher die Hürde, die Gemeinschaft zu verlassen. «Die Leute im «Gundeli» konnten nicht von heute auf morgen wegziehen, als sich die Verhältnisse auf dem Gundeldinger Feld änderten. Aber weil sie sich einbringen konnten, wurde das Projekt zu ihrem eigenen. Das stärkt ihre Verbindung zu diesem Ort.»

Funktionierende Gemeinschaften kommen allen zugute. Die Forschung zeigt, dass eine Gesellschaft, in der sich die Menschen zusammenschliessen, stabiler ist. Indem sie ihre Interessen mit anderen teilen, fühlen sie sich zugehörig. Man spricht dabei von sozialem Kapital: «Wo es viele Gemeinschaften gibt, sind die sozialen Netzwerke dichter. Man kennt sich besser, diskutiert Themen und findet dadurch schneller Lösungen», erläutert Potluka. Das ist gut für den sozialen Frieden.

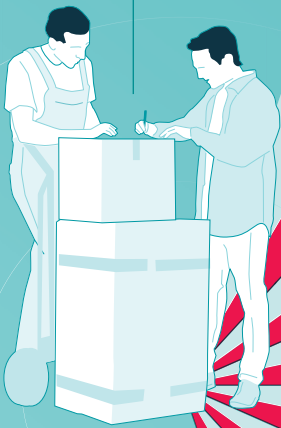
Kann das Gefühl der Zugehörigkeit nicht auch dazu führen, dass sich Gemeinschaften gegenseitig bekriegen? Der Wissenschaftler verneint und schlägt nochmals die Brücke zum Fussball. «Fans unterschiedlicher Clubs eines Landes sind zwar in der Meisterschaft Rivalen, aber sie können nicht ohne einander. Und auf internationaler Ebene feuern alle dasselbe Team an. Was dann zählt, ist die gemeinsame Freude am Fussball.» ■

Dossier

Mehr Online-Verkäufe
Anteil der online verkauften Produktsegmente am Gesamtverkauf (stationär und online).

+23,3%

Mehr Pakete
Zuwachs der Paketversände im Jahr 2020 gegenüber Vorjahr.



Heimelektronik

36% (2019)
48% (2020)

Fashion/Shoes

29%

Toys

27%

Sport

26%

Home

**Do-It-Yourself/
Garden**

7%

12%

15%

15%

20%

20%

+27,2%

**10,3
Mrd.**

13,1

2019 2020

Mehr Umsatz
Ausgaben im Online-Handel in Mrd. Schweizer Franken.

Einkaufen per Mausclick

Was macht man, wenn viele Geschäfte im Lockdown geschlossen bleiben? Man bestellt die Ware online. Entsprechend viele Pakete wurden versendet, Pöstler und Pöstlerinnen mussten mehr arbeiten. Die Kauflust im Internet freute die Betreiber von Webshops. Das Vermögen von Amazon-Gründer Jeff Bezos legte kräftig zu.

**114
Mrd.**

Jan. Juli

+85%

211

Mehr Vermögen
Entwicklung von Amazon-Gründer Jeff Bezos' Vermögen im Jahr 2020. (Mrd. USD)

Schluss mit dem ewigen Wachstum?!

Umweltökonom Frank Krysiak und Umweltethiker Andreas Brenner sind sich einig: Unser Wirtschaftssystem muss nachhaltiger werden. Soll man dafür das Wachstumsparadigma über Bord werfen? Je drei Argumente für und gegen eine Postwachstumsökonomie.

Text: Samuel Schlaefli

1. Ohne Verzicht keine Nachhaltigkeit

«Die Rede von grünem Wachstum und Kreislaufwirtschaft ist bislang vor allem Politmarketing. Sie versucht die Wählerschaft zu überzeugen, sich schuldfrei an den Ressourcen bedienen zu dürfen. Doch selbst Recycling braucht Ressourcen in Form von Energie. Nicholas Georgescu-Roegen, einer der Begründer der Umweltökonomie, hat sich schon in den 1970er-Jahren mit den biophysikalischen Grenzen unseres Wirtschaftsmodells befasst. Er ist einer der Vordenker des Begriffs ‚Degrowth‘ und realisierte, dass unendliches Wachstum in einem endlichen System unmög-



Andreas Brenner

ist Titularprofessor für Philosophie an der Universität Basel und Professor an der FHNW in Basel. Er forscht zu umwelt- und wirtschaftsethischen Fragen.

lich ist. Trotzdem fungiert grenzenloses Wachstum bis heute als eine Art kollektive Lebenslüge der Industrieländer. In Wahrheit kann es aber nur in eine Richtung gehen: Wir müssen runter mit dem Konsum! Und mit ‚wir‘ ist die wohlhabende Bevölkerung reicher Industrieländer gemeint. Das oft genannte Argument, dass der Konsum der Reichen dazu beitragen soll, dass die Armen aufholen können, überzeugt mich nicht. Warum sollte es rund einer Milliarde Menschen, die in bitterer Armut leben, besser gehen, wenn wir mehr konsumieren? Umgekehrt zwingen die reichen Staaten die armen dazu, ihre Wirtschaft zu reinen Ressourcenlieferanten aufzubauen. Die armen Länder verbleiben in der Abhängigkeit und müssen zugleich die Zerstörung ihrer Natur hinnehmen.»

2. Wachstum ohne Gewinn

«In den industrialisierten Staaten trägt Wirtschaftswachstum längst nicht mehr zu einer höheren Lebensqualität bei. Im Gegenteil, indem das Tempo ständig hochgeschraubt wird – und da spielt die Digitalisierung eine wichtige Rolle –, fehlt zunehmend die Musse, nachzudenken und das Leben zu geniessen. Das Marketing schafft einen inhärenten Antrieb, immer mehr besitzen zu wollen und unsere

Persönlichkeiten durch Konsum aufzuladen. Der amerikanische Philosoph Michael Sandel zeigt in seinem Werk, dass mittlerweile fast sämtliche Bereiche der Gesellschaft ökonomisiert wurden, darunter das Schul- und das Gesundheitssystem. Selbst die Beschädigung der Natur wird heute im Rahmen eines CO₂-Emissionshandels kommerzialisiert.»

3. Gemeinwohl anstelle von Utilitarismus

«Die dem Kapitalismus zugrunde liegende Philosophie des Utilitarismus zielt einseitig auf die materielle Vermehrung. Das Wachstumsparadigma hat in den Hintergrund gedrängt, worauf es im Leben wirklich ankommt, nämlich Sinn statt Quantität. So war ja bereits Aristoteles überzeugt, dass Freundschaft das Leben ausmacht und Menschen politische Wesen sind, die sich in Gemeinschaften engagieren wollen. Viele Menschen streben nach positiven Beziehungen zu anderen und zur Natur. Ein auf ökonomischen Gewinn ausgerichtetes Wirtschaftssystem macht einem die Realisierung eines solchen Lebens nicht gerade leicht. Aber es gibt eine Alternative: eine Weltwirtschaft, die das Gemeinwohl höher wertet als die materielle Bereicherung auf Kosten anderer Menschen oder der Natur.»



Frank Krysiak

ist Professor für Umweltökonomie an der Universität Basel. Seine Forschungsschwerpunkte sind Wirkungen von Umweltpolitik und die ökonomische Theorie der Nachhaltigkeit.

1. Qualitatives Wachstum ist die Lösung

«Postwachstum ist vor allem eine «First world»-Idee. Wenn Sie nach Sambia oder Äthiopien gehen, werden Sie wenig Menschen finden, die ein solches befürworten. Rein objektiv betrachtet gibt es noch viele Regionen in der Welt, wo die Wirtschaft quantitativ wachsen muss. Wo Hunger herrscht, braucht es mehr Lebensmittel. Wir müssen aber unbedingt zwischen quantitativem und qualitativem Wachstum unterscheiden. Letzteres ist allein durch die Innovationsfreudigkeit des Menschen limitiert, mit denselben natürlichen Ressourcen mehr menschliches Wohlergehen zu schaffen. Etwa biologisch produziertes Fleisch, für das ich mehr bezahle als für Fleisch aus Massentierhaltung. Wenn ich meinen Fleischkonsum halbiere, aber Fleisch kaufe, das dreimal so teuer ist, entsteht am Ende weiterhin Wachstum; das BIP steigt. Oder bei Handys: Man kann jedes Jahr ein billiges kaufen oder alle fünf Jahre ein teures, stabiles, das auch noch reparaturfähig ist. Letzteres wäre für die meisten ein Mehrwert und würde die Umwelt deutlich weniger belasten. Hinzu kommt: Wir können heute mit erneuerbaren Energien unsere Klimaziele erreichen, selbst wenn der Energieverbrauch steigt. Diese Entkopplung von Ressourceneinsatz und wirtschaftlichem Wachstum müssen wir anerkennen.»

2. Experimentierfreude anstatt Zwang zum Verzicht

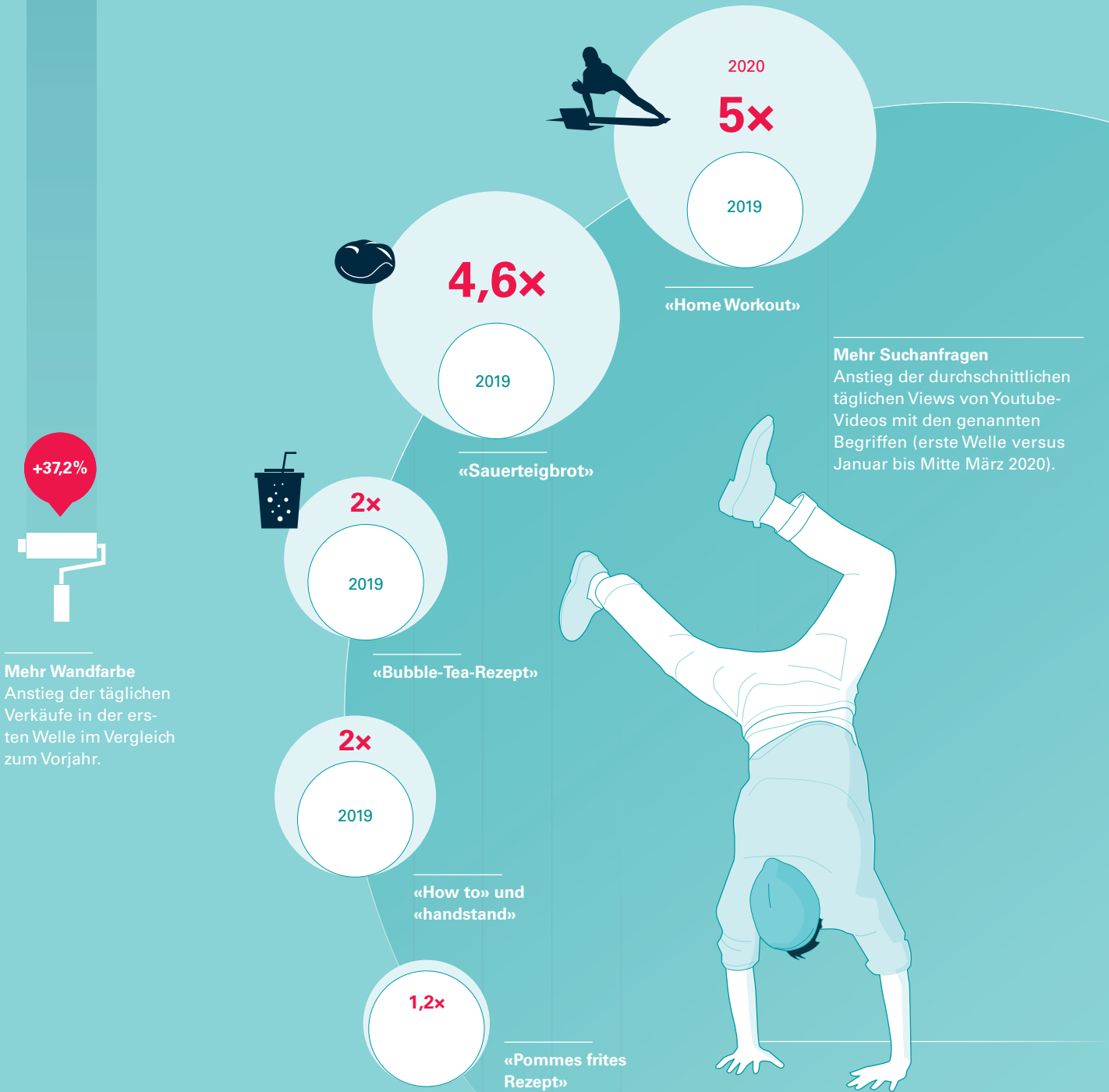
«Suffizienz kann ein produktiver Begriff sein, wenn er sinnvoll verwendet wird und Freiwilligkeit beinhaltet. Nicht aber, wenn damit eine erzwungene Askese gemeint ist und der Versuch, den Menschen deutlich zu machen, dass sie ihren Anspruch an Lebensqualität reduzieren müssen. Ich verstehe darunter vielmehr die Einsicht, dass man auf unterschiedliche Weise glücklich werden kann. Wir sehen das im

Mobilitätsbereich: Im Kanton Basel-Stadt zum Beispiel besitzen rund 50 Prozent der Haushalte kein Auto mehr und leben gut damit. Wichtig wäre vor allem, dass man den Menschen Möglichkeiten eröffnet, um mit solchen alternativen Lebenskonzepten zu experimentieren. Unsere Forschung zeigt: Ohne Druck und politische Propaganda, einfach nur durch Möglichkeiten, fast kostenfrei mit Alternativen zu experimentieren, ist erstaunlich viel zu holen. Zusätzlich braucht es aber auch politische Massnahmen und Anreize.»

3. Eigennutz bleibt ein wichtiger Treiber für grünes Wachstum

«Die Idee einer Gemeinwohlökonomie ist nicht neu und wurde bereits in ehemaligen Ostblockländern propagiert. Das hat nicht funktioniert. Eigennutz ist für viele eine äusserst starke Motivation. Die Antriebskraft, für sich selbst etwas zu schaffen, sollte man nicht unterschätzen. Es ist deshalb erfolgversprechender, wenn wir diesen Eigennutz in gesellschaftlich nützliche Bahnen lenken, anstatt zu versuchen, davon grundlegend wegzukommen. Auch für grünes Wachstum stecken dort enorme Kräfte.» ■

Dossier



Mehr Suchanfragen

Anstieg der durchschnittlichen täglichen Views von Youtube-Videos mit den genannten Begriffen (erste Welle versus Januar bis Mitte März 2020).

Mehr Wandfarbe

Anstieg der täglichen Verkäufe in der ersten Welle im Vergleich zum Vorjahr.

Neue Freizeit

Fitnesscenter: Zu! Restaurant: Zu! Museum: Zu! Wir haben versucht, uns zu Hause fit zu halten und uns Pommes frites und Bubble Tea mithilfe von Youtube selber zu machen. Endlich fanden wir Zeit zum Backen. Und die Wände konnten einen neuen Anstrich vertragen. Wenn schon zu Hause, dann wenigsten in einem schönen!

+38,1%



Mehr Bewegung

Zuwachs an Velo- und E-Bike-Verkäufen. (2020 gegenüber 2019)

6x



Mehr Hefewürfel

Verkaufsanstieg in der 3. Märzwoche 2020.

«Selbst Mathematiker verschätzen sich.»

Text: Tim Schröder

Viele Länder wurden vom schnellen Anstieg der Covid-19-Fallzahlen überrumpelt. Mathematiker Helmut Harbrecht über die mathematischen Grundlagen des exponentiellen Wachstums – und warum man es sich nur schwer vorstellen kann.

UNI NOVA: Während der Corona-Pandemie tauchte immer wieder der Begriff des exponentiellen Wachstums auf. Unter Wachstum kann sich jeder etwas vorstellen. Mit dem Begriff «exponentiell» ist es schon etwas schwieriger ...

HELMUT HARBRECHT: Beim exponentiellen Wachstum geht es schlicht darum, dass etwas in einer festen Zeiteinheit um einen bestimmten Faktor zunimmt. Bei Corona geht es um die Zunahme der Zahl Infizierter innerhalb einiger Tage. Weil man mit dem exponentiellen Wachstum im Alltag nur selten konfrontiert ist, hat man meist keine wirkliche Vorstellung davon, wie unglaublich schnell dieses Wachstum sein kann.

UNI NOVA: Hätten Sie ein Beispiel, mit dem es anschaulicher wird?

HARBRECHT: Das klassische Beispiel ist eine indische Sage, nach der ein weiser Mann vor vielen hundert Jahren das Schachspiel erfand. König Sher Khan war so begeistert, dass er den Weisen zu sich rufen liess und ihn fragte, was er sich als Belohnung wünsche. Der antwortete, dass der König einfach auf jedem Feld des Schachbretts die Zahl von Reiskörnern verdoppeln solle – beginnend mit einem Reiskorn auf dem ersten Feld. Der König lachte über die scheinbare Einfalt des Weisen. Doch sein Schatzmeister wurde unruhig, weil ihm klar wurde, was das bedeutet: Auf das zweite Feld kamen zwei Körner, auf das dritte vier, auf das vierte acht und so weiter. Wenn man auf dem 25. Feld ankommt, sind es bereits mehr

als 1,6 Milliarden Reiskörner. Und zum Schluss sind es weit mehr Reiskörner, als auf der Erde vorhanden sind. Die benötigte Anzahl Reiskörner ist grösser als 10^{19} , was einer Eins mit 19 Nullen entspricht.

UNI NOVA: Und wie verhält es sich mit dem exponentiellen Wachstum bei Corona?

HARBRECHT: Da ist es etwas komplizierter. Fachleute gehen davon aus, dass eine Generation vier Tage dauert. Ein infizierter Mensch steckt ungefähr 3,5 andere an, sofern die Bevölkerung noch nicht immun ist. Nach vier Tagen sind es 3,5 Personen, die dann wiederum innerhalb von vier Tagen je 3,5 weitere anstecken: Also 3,5 mal 3,5, was 12,25 ergibt. Diese stecken wieder je 3,5 Personen an. 12,25 mal 3,5 sind fast 43 Neuinfectierte nach 12 Tagen. Und dann geht es weiter wie beim Schachspiel. Erstaunlich ist, dass sogar ich als Mathematiker mich beim exponentiellen Wachstum verschätze. Irgendwann sind die Zahlensprünge so gross, dass man bei der Grössenordnung komplett daneben-

liegt, wenn man nur einen einzigen Schritt vergisst. Das Gehirn des Menschen ist dafür einfach nicht geschaffen.

UNI NOVA: Also können Nicht-Mathematiker beruhigt sein, wenn sie sich so schwer damit tun?

HARBRECHT: Es ist tatsächlich so, dass auch viele Studentinnen und Studenten mit der mathematischen Beschreibung des exponentiellen Wachstums – der sogenannten e-Funktion – ihre Probleme haben. Hinzu kommt die Umkehrung der e-Funktion, der Logarithmus, der noch abstrakter ist. Für mich ist es immer sehr interessant zu erfahren, welches Wissen die Schüler mitbringen, bevor sie an die Universität kommen. Deshalb bin ich Beisitzer bei den mündlichen Maturprüfungen an der Kantonsschule Olten. Da erfahre ich unmittelbar, was die Schülerinnen und Schüler können. Besonders froh bin ich darüber, dass das Können der Schüler trotz des Corona-Lockdowns vergleichbar ist mit dem vor der Pandemie. Was man zum Thema exponentielles Wachstum auf jeden Fall mitnehmen kann, ist, dass eine Sache mathematisch sehr schnell sehr gross wird.

UNI NOVA: Wo nützt einem diese Erkenntnis im Alltag, jenseits der Pandemie?

HARBRECHT: Da könnte man beispielsweise die Zinseszinsrechnung nennen. Hier nimmt das Geld ebenfalls in einer fixen Zeiteinheit um einen festen Faktor zu, zum Beispiel um einen Zins von – wir sind mal optimistisch – zwei Prozent pro Jahr. Wenn Sie 100 Franken anlegen, haben Sie nach einem Jahr 102, nach dem zweiten 104,04 und nach dem dritten Jahr 106,13 Franken. Nach 35 Jahren hat sich die Geldeinlage verdoppelt. Natürlich ist es letztlich dann doch noch etwas komplizierter, wenn man etwa die Inflation, Gebühren und weitere Faktoren mit einrechnet. ■



Helmut Harbrecht
ist seit 2011 Professor für
computergestützte
Mathematik an der Uni-
versität Basel.

Künstliche Intelligenz räumt auf.

Die Zahl der Fotos und Videos, die jeder Mensch im Laufe seines Lebens ansammelt, wächst ins Unermessliche. Um den Überblick zu behalten, müssen wir uns auf technische Lösungen verlassen. Dies birgt auch Nachteile.

Text: Yvonne Vahlensieck

Fast acht Billionen (8 000 000 000 000) Fotos hat die Menschheit schon jetzt auf Smartphones, Computern und in der Cloud gespeichert – und jedes Jahr kommen mindestens weitere 1,5 Billionen dazu, schätzt die amerikanische Marktforschungsfirma «Rise Above Research». Doch die meisten dieser Erinnerungen wird vermutlich nie wieder jemand anschauen. Denn Hand aufs Herz: Wer hat heutzutage noch die Zeit, das ganze Material zu sichten und fein säuberlich zu sortieren?

Zum Glück lässt sich diese lästige Aufgabe delegieren, beispielsweise an Apps, die Motive und Gesichter erkennen, Fotoalben zusammenstellen oder die Bilder nach Kategorien geordnet ablegen. «Auf solche Dienste werden wir in Zukunft mehr und mehr angewiesen sein», sagt Heiko Schuldt, Professor für

Computer Science am Departement Mathematik und Informatik der Universität Basel. Er beschäftigt sich mit der technischen Seite solcher Hilfsmittel: Wie kann man diese riesigen Datenmengen so speichern, dass man schnell darauf zugreifen kann? Und wie kann man effektiv und zielgerichtet in grossen Sammlungen suchen?

Seine Forschungsgruppe hat in den letzten Jahren ein neuartiges System entwickelt, das weit mehr kann, als Fotosammlungen zu verwalten. Die Multimedia-Suchmaschine «vitivr» durchforstet auch andere Medientypen wie Videos und Audioaufzeichnungen. Dabei können die Nutzenden nicht nur mit Schlagworten arbeiten. «Man kann auch mit Skizzen, Tönen, Bewegungsabfolgen und vielem mehr in allen möglichen Medien suchen», so Schuldt. Mit «vitivr» gewann das Basler Team in diesem Jahr einen Wettbewerb, bei dem es darum ging, möglichst schnell bestimmte Filmsequenzen in tausend Stunden Videomaterial zu finden.

Damit das System die Suchanfragen so schnell – idealerweise in Sekundenbruchteilen – durchführen kann, werden die Merkmale der Fotos und Videos wie etwa Farben, Formen und enthaltene Objekte offline extrahiert und in Form von riesigen Zahlenkombinationen in einer Datenbank abgespeichert. Bei der Online-Suche verwandelt der Computer die Suchanfrage ebenfalls in Zahlenmuster und sucht in der Datenbank nach Ähnlichkeiten.

Viel Menschliches geht verloren

«Der Computer sieht also nicht einen Sonnenuntergang, sondern nur einen Haufen Zahlen», sagt Ivan

«Man nennt es zwar gerne künstliche Intelligenz, aber es steckt nicht viel Intelligentes dahinter.»

Ivan Dokmanić

Dokmanić, Professor für Data Analytics am Departement Mathematik und Informatik. Er ist Experte für maschinelles Lernen – eine Methode, bei der ein Computer mithilfe von grossen Datensätzen darauf trainiert wird, ein Problem zu lösen. Da sich der Computer dadurch gewissermassen selbst die passenden Algorithmen zusammenstellt, ist maschinelles Lernen ein wichtiger Schritt in Richtung künstliche Intelligenz (KI). Dokmanić erforscht den Einsatz von Maschinellem Lernen im Bildbereich, etwa um Bilder von höherer Qualität aus Computertomografien mit geringerer Strahlenbelastung zu rekonstruieren. Nach ähnlichen Prinzipien funktionieren die Applikationen, die beim Finden und Sortieren von Fotos helfen: Sie haben ein Training mit Millionen von Fotos durchlaufen, die zuvor von Menschen mit Schlagworten versehen worden sind.

Diesen Einsatz des maschinellen Lernens sieht Dokmanić allerdings eher kritisch: «Computer lernen anders als Menschen. Man nennt es zwar gerne künstliche Intelligenz, aber es steckt nicht viel Intelligentes dahinter.» Die automatisierten Systeme liefern zwar Resultate, die auf den ersten Blick Sinn ergeben. Trotzdem gehen viele Feinheiten verloren, vielleicht ohne dass wir es merken: Womöglich identifiziert die App ein unscharfes Foto als schlecht und zeigt es nicht an – dabei sind darauf die ersten Schritte unserer Tochter zu sehen. Oder andersherum: Das Programm weiss nicht, dass auf dem Strandfoto die Ex-Freundin zu sehen ist und das Bild deshalb nicht in die Kategorie der schönsten Ferien Erinnerungen gehört. Und es gibt ein weiteres Problem: Sowohl Dokmanić als auch Schuldt weisen darauf hin, dass es Risiken birgt, wenn wir unsere persönlichen Daten unbesehen den verschiedensten Foto-Apps und Cloud-Anbietern anvertrauen. «Diese Programme bieten zwar schöne Mehrwerte, aber der Preis, den man dafür bezahlt, kann sehr hoch sein. Eine gesunde Skepsis ist angesagt», so Schuldt.

Mehr Transparenz ist nötig

Ein besseres Verständnis für die Arbeitsweise solcher Programme findet auch der Psychologe Florian Brühlmann wichtig. «Moderne Algorithmen, die bei maschinellem Lernen eingesetzt werden, sind eigentlich eine Blackbox, bei denen die Nutzenden nicht nachvollziehen können, wie Entscheidungen getroffen werden», sagt der Leiter des Forschungsschwerpunkts Mensch-Maschine-Interaktion der Universität Basel. Deswegen gibt es auch schon Forderungen, dass solche Algorithmen

«Diese Programme bieten zwar schöne Mehrwerte, aber der Preis, den man dafür bezahlt, kann sehr hoch sein.»

Heiko Schuldt

men bestimmte ethische Kriterien wie Zuverlässigkeit, Fairness und Transparenz erfüllen sollen.

Vor allem der letzte Punkt interessiert Brühlmann und seinen Mitarbeiter Nicolas Scharowski: «Wir suchen nach Methoden, um das Verhalten und die Entscheidungen von künstlicher Intelligenz für Menschen nachvollziehbar zu machen. Dies ist umso schwieriger, je komplexer die Systeme werden. Selbst Programmierer wissen dann nicht mehr, was genau in der Blackbox abläuft.» Neuere Forschung zeigt aber, dass es möglicherweise nicht nötig ist, alles bis ins kleinste Detail zu verstehen – hilfreich kann es beispielsweise schon sein, die relevantesten Entscheidungskriterien zu kennen oder den Nutzenden einen Hinweis zu geben, was sie bei der Anfrage ändern könnten, um ein anderes Ergebnis zu erhalten. Wie und ob solche Erklärungen in Alltagssprache tatsächlich für mehr Transparenz und Vertrauen in Algorithmen sorgen, möchte Brühlmann in den nächsten Jahren in mehreren Studien evaluieren.

Wie gehen eigentlich die Experten selbst mit ihrer privaten Datenflut um? «Vielleicht sollte man es wagen, die Realität unmittelbar zu geniessen, anstatt endlos Bilder zu knipsen», sagt Ivan Dokmanić, fügt aber hinzu, dass das auch ihm sehr schwerfällt – angesichts der Tatsache, dass Smartphones süchtig machen. Florian Brühlmann versucht, die Fotos zeitnah zu sichten und sich gleich die Favoriten zu markieren, die er später nochmals anschauen will. Heiko Schuldt hingegen speichert seine Bilder meist ungelesen (aber nicht in der Cloud!) ab. Wenn er etwas wiederfinden will, kann er ja auf das von ihm selbst mitentwickelte Suchprogramm zurückgreifen. ■

Besser sparen.

Text: Martin Bornhauser

Wer Geld anlegt, will sein Vermögen vergrössern – etwa im Hinblick aufs Alter. Aktien versprechen höhere Erträge als ein Sparvorsorgekonto. Bei Säule-3a-Fonds sollte man aber auf Gebühren und Transparenz achten.

Ist man jung, hat man meist andere Prioritäten, als sich mit der Pensionierung zu beschäftigen. Schliesslich ist diese noch weit weg. Doch es lohnt sich, wenn man sich frühzeitig mit seiner privaten Vorsorge befasst – gerade weil es sich um einen langen Zeitraum handelt, während dem man das Geld für sich arbeiten lassen kann. Zusätzlich gilt: «Es macht einen grossen Unterschied, ob ich mein Kapital für ca. 36 Jahre auf einem Sparkonto mit 0,5 Prozent Zins liegen lasse oder ob ich mit einem Aktienfonds im Durchschnitt jährlich 6 Prozent verdiene», sagt Jacqueline Henn, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Professur für Finanzmarkttheorie der Universität Basel. «Im ersten Fall werden aus 10 000 Franken nach 36 Jahren ca. 12 000 Franken; im zweiten Fall über 80 000 Franken.» Der Grund liegt im Zinseszinsseffekt; dank ihm wächst das Vermögen exponentiell (vgl. Seite 23).

Die sogenannte «Rule of 72» berechnet, nach welcher Zeit sich das Vermögen verdoppelt. Dazu wird die Zahl 72 durch die jährliche Rendite geteilt; bei einem Zinssatz von 6 Prozent dauert es zwölf Jahre, bis sich das Kapital verdoppelt hat. Stetiges Wachstum der Kurse vorausgesetzt, was allerdings nicht der Realität entspricht: An den Aktienmärkten kommt es regelmässig zu Rückschlägen. Dies dürfte auch der Grund sein, wieso viele Menschen zögern, in Aktien zu investieren: «Menschen gewichten Verluste deutlich höher als Gewinne», sagt Henn dazu. So profitierten sie nicht von den

durchschnittlich höheren Renditen der Aktien.

In der Schweiz besteht mit der Säule 3a für Erwerbstätige mit AHV-pflichtigem Einkommen die Möglichkeit, jährlich einen Betrag in die private Vorsorge einzuzahlen. 2021 sind es maximal 6883 Franken, die steuerabzugsfähig sind. Dies gilt für Personen, die einer Pensionskasse angehören. Selbständige ohne 2. Säule können pro Jahr bis zu 20 Prozent des Nettoeinkommens oder maximal 34 416 Franken in die Säule 3a investieren. Weder Maximalbeiträge noch Steuerabzüge gibt es in der freien Vorsorge, der Säule 3b, wo das Kapital jederzeit verfügbar ist und die allen offensteht.

Henn rät zu mehreren Säule-3a-Konti. «Das ist vorteilhaft, da beim Bezug der Gelder Steuern anfallen, die unabhängig vom Einkommen sind und progressiv ansteigen», sagt die Finanzexpertin, die an der Universität Basel einen Weiterbildungskurs in «Personal Finance» anbietet. Das Vorsorgevermögen dürfe frühestens fünf Jahre vor der Pensionierung bezogen werden. Habe man beispielsweise fünf Vorsorgekonti, könne man jedes Jahr eines auflösen und so Steuern sparen, erläutert Henn.

Vorsorgekonto oder Vorsorgefonds

Grundsätzlich besteht in der Säule 3a die Wahl zwischen einem Vorsorgekonto mit zurzeit etwa 0,1 Prozent Zins oder einem Vorsorgefonds. Zudem bieten Versicherungen Vorsorgeleistungen an, die die Risiken Tod und Invalidität versichern.

Investiert man in einen Fonds, gilt es, den Anlagehorizont zu berücksichtigen. «Je jünger man ist, desto mehr profitiert man vom Zinseszinsseffekt und desto mehr Risiken kann man tragen. Beispielsweise kann man bei einem langen Zeithorizont nach einem Aktiencrash den

nächsten Aufschwung abwarten», sagt Henn. Ab 50 Jahren solle man hingegen beginnen, die Aktienpositionen langsam zu reduzieren und so das Risiko zu vermindern.

Gebühren vermindern die Rendite

Zu beachten sind bei Fonds jedoch die Gebühren und die oft fehlende Transparenz: Viele Säule-3a-Fonds investieren in Aktien sowie in andere Wertschriften, weisen aber nur die Aktienquote aus und allenfalls die grössten Positionen. Zudem sind solch aktive Vorsorgefonds, die häufiger Aktien und andere Wertpapiere kaufen und verkaufen, oft teuer: Sie verrechnen jährlich laufende Kosten von bis zu 1,5 Prozent, unabhängig von der Performance. Dazu können noch weitere Belastungen wie eine Ausgabe- und Rücknahmekommission kommen, was die Rendite weiter schmälert.

Es ist daher zielführender, passiv investierende Vorsorgefonds auszuwählen, die Aktienindizes nachbilden und meist billiger sind. Dann partizipiert man an der Performance des Aktienmarkts und ist nicht abhängig vom Anlageerfolg eines Portfoliomanagers. Und auch die Transparenz über die eingegangenen Investments ist dann vorhanden. ■



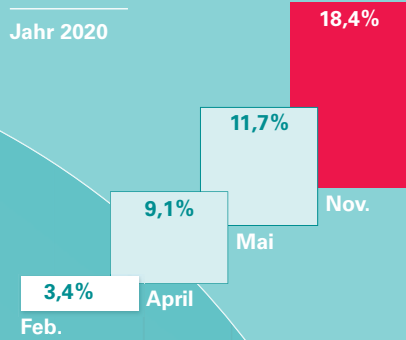
Jacqueline Henn Overbeck

ist wissenschaftliche Mitarbeiterin und Lehrbeauftragte an der Abteilung Finanzmarkttheorie der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät.



Mehr Schlaf

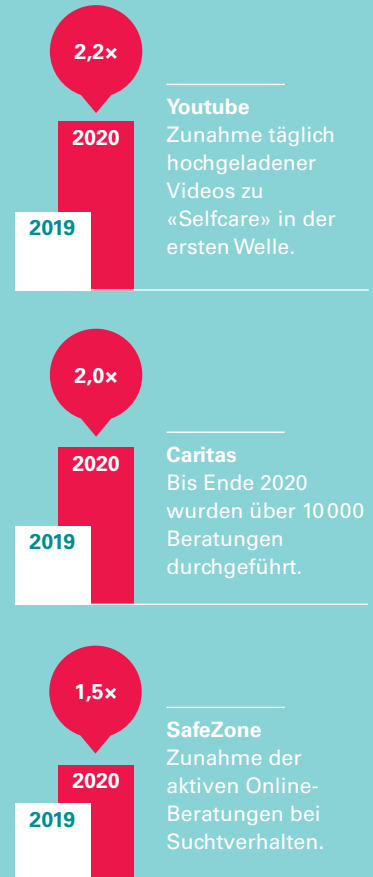
Trotz durchschnittlicher Zunahme der Schlafdauer um 13 Minuten verringerte sich die gefühlte Schlafqualität von über 400 Studienteilnehmenden einer Umfrage.



Mehr depressive Anzeichen
Umfrage mit mehr als 10000 Teilnehmenden aus der gesamten Schweiz. Zunahme der Angaben schwerer depressiver Symptome innerhalb des Jahres 2020.



Mehr Unterstützung



Youtube
Zunahme täglich hochgeladener Videos zu «Selfcare» in der ersten Welle.

Caritas
Bis Ende 2020 wurden über 10000 Beratungen durchgeführt.

SafeZone
Zunahme der aktiven Online-Beratungen bei Suchtverhalten.

Die Psyche unter Druck

Auch auf unser Wohlbefinden wirkte sich die Situation aus. Wir schliefen zwar mehr, aber nicht mehr so gut wie vor der Pandemie. Die Psyche litt zunehmend und niederschwellige Beratungsangebote waren gefragt. Wir merkten aber auch, dass wir uns um andere kümmern müssen, die Unterstützung brauchen.



2020 | 7106 Freiwillige

2019 | 5559 Freiwillige

Mehr Unterstützung

Anstieg der Freiwilligenarbeit beim Schweizer Netzwerk «Benevol».



Das Tausendsassa-Protein.

Vor 30 Jahren machte Michael N. Hall mit seinem Team eine grosse Entdeckung. Mit weitreichenden Folgen. Erst nach vielen Rückschlägen kamen Erfolg und Anerkennung.

Text: Angelika Jacobs



Michael N. Hall kam 1987 als Assistenzprofessor ans Biozentrum der Universität Basel, wo er seit 1992 als Professor für Biochemie lehrt und forscht.

Das hier», Michael N. Hall tippt auf das Blatt Papier vor ihm, auf dem er gezeichnet hat, «ist Leben.» Es zeigt einen Kreis, aus dem zwei und dann vier Kreise werden. «Wir sind das Produkt einer ungebrochenen Linie von Zellteilungen seit dem ersten Einzeller.» Die Zeichnung zeige aber eigentlich zwei überlagerte Prozesse, nur wurde einer davon lange nicht beachtet: das Zellwachstum. Zellteilung ohne Wachstum würde zu immer kleineren Zellen führen und daher nicht funktionieren.

An diesem Augustnachmittag in seinem Büro im neuen Biozentrum sitzt ein bedächtiger Mann, dem sein Ruhm nicht zu Kopf gestiegen ist. Vor 30 Jahren entdeckte Hall mit seinem Team das Bindeglied zwischen Nährstoffzufuhr und Zellwachstum. Wie sehr er kämpfen musste, um die Forschungsgemeinschaft von seiner Entdeckung zu überzeugen, ist heute schwer zu glauben. Sie legte eine wichtige Basis für die Behandlung von Krebs, Diabetes, Depressionen und womöglich Alzheimer.

Rätselhafte Wirkstoffe

Am Anfang stand eine Gruppe neuer Wirkstoffe, die in den 1980er-Jahren Organtransplantationen zum Durchbruch verhalfen. Sie hemmten die Vermehrung von Immunzellen und verhinderten so, dass der Körper das Spenderorgan abstösst. Wie diese neuen Immunsuppressiva wirkten, war jedoch unklar.

Hall kam 1987 ans Biozentrum, doch anfangs ging es mit seiner Forschung nur schleppend voran. Er brauchte bald ein neues Projekt für seinen Mitarbeiter Joe Heitman. Da weckten die neuen Immun-

suppressiva dessen Interesse. Hall organisierte also die Wirkstoffe, darunter Rapamycin. Um die Wirkweise zu entschlüsseln, setzten die Forscher auf Hefezellen – ein damals radikaler Ansatz. «Viele hielten uns für verrückt, menschliche Medikamente an Hefe zu verabreichen», erinnert sich Hall. Heute ist dieses Vorgehen gang und gäbe, denn Hefe ist einfach zu handhaben und die meisten Zellmechanismen sind in Hefe und Mensch ähnlich genug, um wichtige Erkenntnisse zu gewinnen. Schon die ersten Experimente gaben Hall und Heitman Recht: Genau wie die Immunzellen, konnten sich die Hefezellen mit Rapamycin nicht mehr teilen.

Heitman suchte den «Schalter» in der Zelle, durch den Rapamycin die Zellvermehrung stoppt. Um Weihnachten 1990, kurz vor seiner Rückkehr in die USA, arbeitete Heitman noch fieberhaft an letzten Versuchen und wurde fündig. Fast schon auf dem Weg zum Flughafen konnte er mit Sicherheit zwei Gene identifizieren, die für die Wirkung von Rapamycin notwendig sind. Die Forscher nannten die Gene TOR1 und TOR2, wobei TOR für «Target of Rapamycin» steht. Im August 1991 erschienen die Ergebnisse in «Science». Bald darauf beschrieben andere Forschungsgruppen die Säugetiervariante von TOR, mTOR.

Nach Heitmans Weggang verfolgte Halls Team die Fährte weiter. Anfangs lief es nicht gut. Die TOR-Gene stellten sich als (für Hefe) ungewöhnlich gross heraus. Das machte sie schwer zu fassen. Schliesslich gelang es den Forschenden, die mühsam zusammengetragenen Ergebnisse zusammenzufügen: Die Auf-

gabe von TOR schien es zu sein, die Zellteilung zu regulieren, und Rapamycin blockierte diese Funktion. Das war jedoch ein Irrtum.

Ein Geistesblitz in Wien

Mit dieser falschen Hypothese funktionierten die nachfolgenden Experimente nicht. Michael Hall spricht von einer schwierigen Zeit. Der Durchbruch kam erst durch eine Einladung nach Wien im Jahr 1993. Der Zellzyklus-Experte Kim Nasmyth bat Hall, seine Ergebnisse an einem Seminar vorzustellen. Nasmyth war skeptisch, wusste Hall, dass TOR den Zellzyklus reguliert. «Ich war auf Attacken gefasst.» Aber die Konfrontation förderte einen wichtigen Aspekt zutage: Zellen, in denen die bekannten Regulatoren der Zellteilung ausgeschaltet werden, teilen sich nicht, werden aber grösser. Nicht so die Zellen mit gehemmtem TOR, die sich ebenfalls nicht teilen, dabei aber gleich gross blieben.

Das brachte Hall auf eine Idee: Was, wenn TOR nicht die Teilung, sondern das Wachstum der Zellen regulierte? «Das war, als hätte jemand plötzlich das Licht eingeschaltet.» Zurück in Basel, setzte sein Team die entsprechenden Experimente an. Mit der Zeit entschlüsselten Hall und sein Team, dass die beiden TOR-Proteine quasi Sensoren für Nährstoffe sind und über zwei Signalwege das Zellwachstum steuern. Sind Nährstoffe vorhanden, kurbelt TOR Prozesse an, die Zellbausteine produzieren. Parallel dazu hemmt TOR Abbauprozesse. Zellen müssen ein kritisches Volumen erreichen, um sich teilen zu können. Ohne das entsprechende Signal von TOR blieben die Hefezellen jedoch immer gleich gross und teilten sich somit auch nicht mehr. Für Hall war klar, dass sie eine fantastische Entdeckung gemacht hatten: Wachstum war kein passiv regulierter Prozess, wie bisher angenommen. Es wurde aktiv kontrolliert, und er und sein Team hatten den zentralen Regulator entdeckt.

Die Fachwelt sah das zunächst nicht so. Siebenmal lehnten Fachjournale das Manuskript ab, bevor

es 1996 endlich im damals jungen Fachblatt «Molecular Biology of the Cell» akzeptiert wurde. Heute gilt das Paper als Meilenstein in der Zellbiologie. Hall hat inzwischen bedeutende Forschungspreise erhalten und zählt zu den Anwärtern für einen Nobelpreis. Aber aus seinen Erzählungen wird schnell klar, dass es kein Siegeszug war. Er habe Bücher geschrieben und sei von Konferenz zu Konferenz getourt, um immer wieder zu erklären, dass Zellwachstum etwas anderes als Zellteilung meint. Im Labor blieben phasenweise die Ergebnisse aus, Mitarbeitende bangten um ihre Karriere, manche stiegen aus. «Für eine Weile waren wir Seefahrer auf einem Meer der Frustrationen und sind nur ab und zu auf Inseln der Entdeckung gestossen», meint der stoische 68-Jährige.

Mittel gegen das Altern?

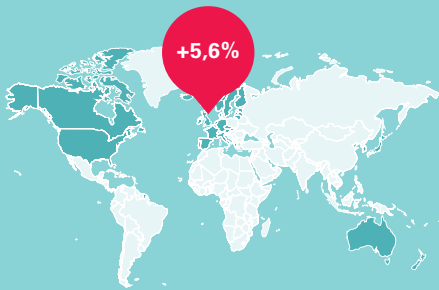
TOR hat sich indes als wahrer Tausendsassa entpuppt. Blockiert man diesen Nährstoffsensor, gaukelt man Zellen vor, dass sie hungern. Deshalb stellen sie das Wachstum ein. In Krebszellen ist TOR oft überaktiv, deshalb sind TOR-Hemmstoffe wie Rapamycin wichtig für Krebstherapien. Auch mit der Lebensspanne könnte TOR zusammenhängen: Bereits 1935 entdeckten Forscher, dass eine geringe Kalorienzufuhr die Lebenserwartung von Versuchstieren verlängert. In den 2000er-Jahren wurde klar, dass TOR-Hemmstoffe diesen Kalorienmangel simulieren und deshalb die Lebensspanne von Versuchstieren verlängern. «Schaut man sich die Verkaufszahlen von Rapamycin an, ist völlig klar, dass sich Leute selbst behandeln, in der Hoffnung, weniger schnell zu altern», so Hall. Eine klinische Studie mit Menschen hält er jedoch für unsinnig. «Altern ist keine Krankheit, die man heilen muss.»

Das nächste grosse Feld medizinischer Anwendungen sieht Hall jedoch im Gehirn. Etwa bei Alzheimer, bei dem sich Proteinklumpen im Gehirn ablagern und die Nerven schädigen. TOR dort zu hemmen, würde womöglich den Abbau dieser schädlichen Proteinklumpen ankurbeln und den Verlauf der Krankheit bremsen. Bei Depressionen scheint TOR am Erfolg des schnell wirksamen Antidepressivums Ketamin mitzuwirken. Es aktiviert nämlich TOR und unterstützt dadurch den Aufbau von Nervenverbindungen im Gehirn, die bei schwer Depressiven zu dünn ausfallen.

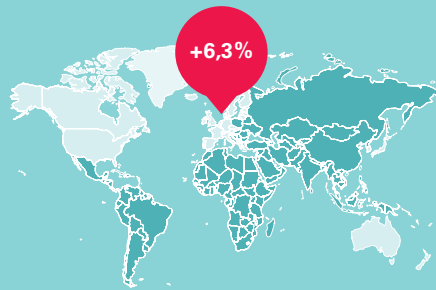
«TOR bricht sich immer wieder Bahn in neue Gebiete», resümiert Hall. Er verdanke ihm ein fortwährend spannendes Forscherleben. Über den Nobelpreis redet er indes nicht gerne. Es störe ihn nicht, wenn er ihn nie bekommen sollte – solange nicht dereinst auf seinem Grabstein stehe: «Hier ruht der Mann, der nie den Nobelpreis bekam.» ■

**«Das war,
als hätte jemand
plötzlich das Licht
eingeschaltet.»**

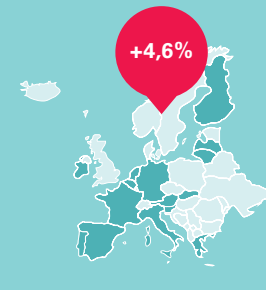
Michael N. Hall



Industriestaaten



Schwellen- und
Entwicklungsländer



Eurozone

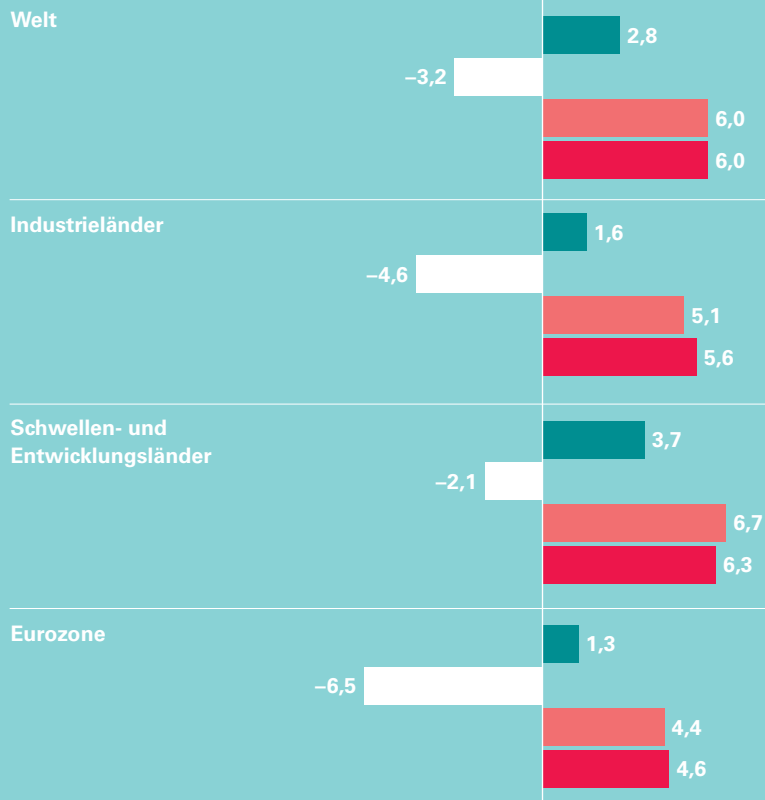
Die Wirtschaft erholt sich

Aufgrund der Corona-Krise erlebten viele Staaten eine Rezession von historischem Ausmass. 2021 brachte wieder Aufschwung. Allerdings warnte der Internationale Währungsfonds (IWF) im Juli, dass unter anderem der verzögerte Zugang zu Impfstoffen in Entwicklungs- und Schwellenländern die Erholung der dortigen Wirtschaft bremse. Die Ungleichheit nehme zu.

Übersicht nach Ländergruppen

Veränderung des Bruttoinlandprodukts in Prozent im Vergleich zum Vorjahr.

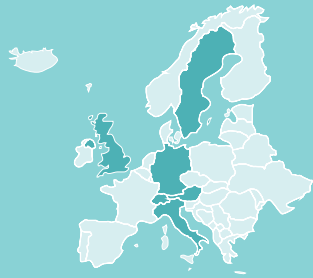
■ 2019 ■ 2020 ■ 2021 (Outlook April) ■ 2021 (Update Juli)



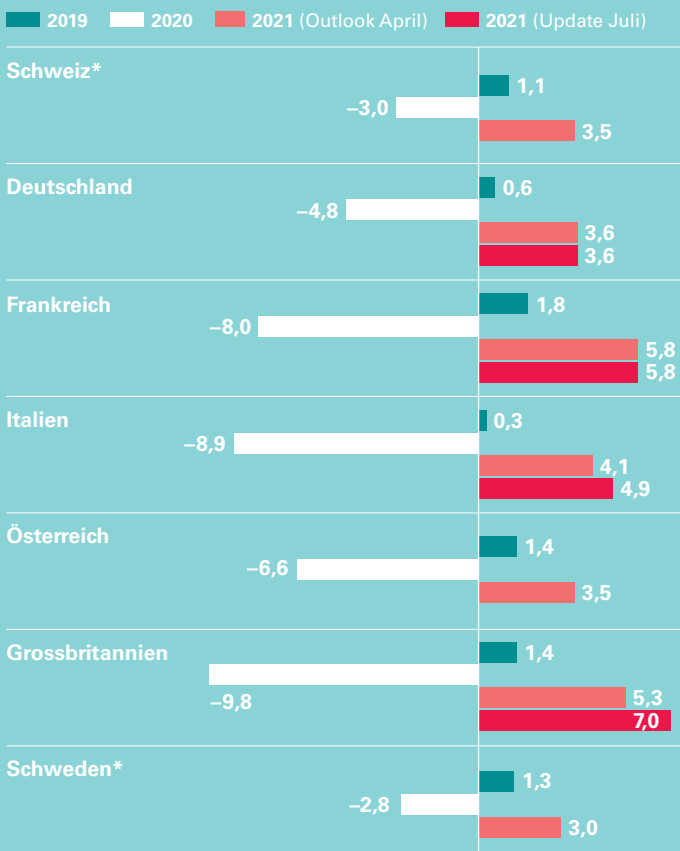
Zwei Lager

Im Juli 2021 aktualisierte der IWF seine Wirtschaftsprognosen vom April. Für 2021 geht der Fonds nach wie vor von einem weltweiten Wirtschaftswachstum von 6 Prozent aus, allerdings spaltet sich die Erholung der Weltwirtschaft in zwei Lager: Für die Industrienationen hob der IWF seine Prognose um 0,5 Prozentpunkte auf 5,6 Prozent. Für die Schwellen- und Entwick-

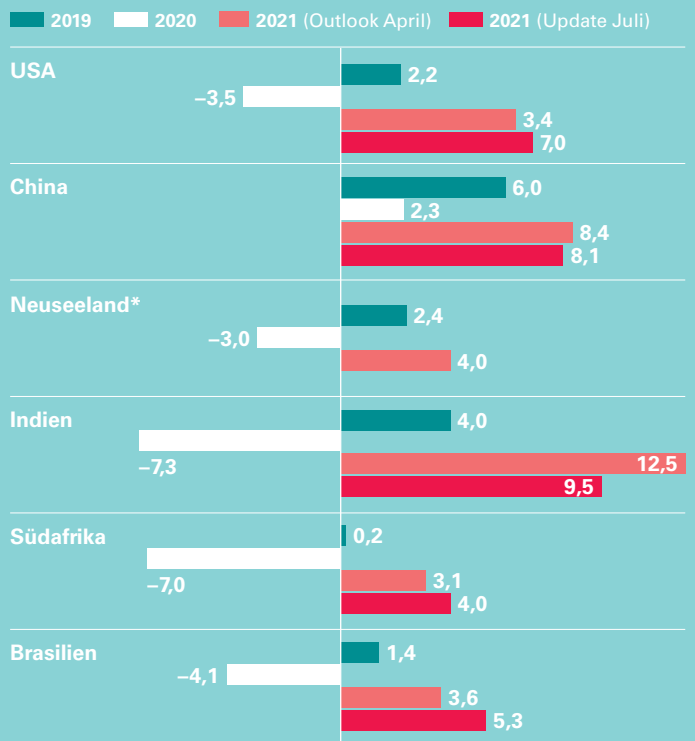
lungsländer senkte er seine Prognose um 0,4 Prozentpunkte auf 6,3 Prozent. Als Grund für die Anpassungen nannte der IWF insbesondere Unterschiede im Zugang zu Impfstoffen und die damit verbundene schnellere oder langsamere Rückkehr zur Normalität. Trotz allem holen die Schwellen- und Entwicklungsländer allmählich auf: Ihre Wachstumsraten übertreffen die der Industriestaaten.



Übersicht Schweiz und ausgewählte Länder Europas



Übersicht ausgewählte Länder weltweit



* Keine Werte für Juli 2021 vorhanden.

Rückkehr zur Normalität

Ein gut ausgestattetes Gesundheitssystem, gezielte Massnahmen und rasche staatliche Hilfen federten den Einbruch der Schweizer Wirtschaft 2020 ab. Ebenfalls glimpflich kam Schwedens Wirtschaft davon. Das Land setzte zu Beginn der Pandemie auf Freiwilligkeit statt Verbote und ging damit

den sogenannten Sonderweg. Den Preis zahlte vor allem die ältere Bevölkerung. Dank beschleunigter Impfkampagnen werden weitere Lockdowns auch in anderen Ländern unwahrscheinlicher – die Wirtschaft in Europa kommt 2021 und 2022 stärker wieder in Fahrt, als der IWF es noch im April vorhersagte.

Entwicklungen weltweit

Bleibendes Risiko durch Virusvarianten. Starke Konjunkturprogramme und die rasch steigende Impfquote verhelfen Industrienationen, allen voran den USA, zu guten Aussichten. Auf der anderen Seite zeigt sich in Indien, wie das Wüten einer neuen Virusvariante die Erholung ausbremsen kann: Der IWF stufte seine Prognose

für Indien im Jahr 2021 von 12,5 Prozent auf 9,5 Prozent deutlich herunter. Zudem warnt der IWF, dass auch die Erholung der Wirtschaft in Industrienationen keine ausgemachte Sache ist, solange sich das Virus in Ländern mit niedriger Impfquote weiterhin leicht verbreiten kann und dabei neue, gefährlichere Varianten entstehen können.

Gewichtige Fragen.

Immer mehr Menschen sind stark übergewichtig. Die Forscherin und Medizinerin Katharina Timper hilft: Sie berät und behandelt Betroffene in der Adipositas-Sprechstunde. Dabei muss sie manche Irrtümer richtigstellen.

Text: Santina Russo

Noch vor knapp 50 Jahren hatten weltweit nur etwas mehr als drei Prozent der Menschen Adipositas, also starkes Übergewicht, definiert als Body Mass Index (BMI) über 30 kg/m². Heute sind es bereits 13 Prozent. In der Schweiz hat sich der Anteil von Menschen mit Adipositas innert 25 Jahren mehr als verdoppelt – rund jede zehnte Person ist mittlerweile betroffen. Das starke Übergewicht ist ein Hochrisikofaktor für Herz-Kreislauf-Erkrankungen, Typ-2-Diabetes, Fettstoffwechselstörungen, Krebs und sogar Demenz. Aber wie entsteht Adipositas und wie lässt sie sich behandeln? Fünf Fragen und Antworten.

Ist Adipositas ein Lebensstil oder eine Krankheit?

Adipositas ist eine Krankheit, bei der erbliche und erworbene Faktoren eine Rolle spielen. Sie entsteht unter anderem durch fehlerhafte Prozesse im Gehirn – genauer gesagt im Hypothalamus, einer der

wichtigsten Schaltstellen für die Regulation des Energiegleichgewichts und der Nahrungsaufnahme. Dort verarbeiten spezialisierte Nervenzellen Signale aus dem Körper und senden diese an nachgeschaltete Nervenzellen in anderen Gehirnregionen. So regulieren sie in fein abgestimmten Prozessen den Zuckerstoffwechsel oder das Sättigungsgefühl. Da an diesen Vorgängen unzählige Zellen, Rezeptoren und Botenstoffe beteiligt sind, gibt es auch unendlich viele Möglichkeiten für Fehler. Wenn sich etwa gewisse Nervenverbindungen nicht richtig ausbilden oder bestimmte Rezeptoren defekt sind, führt das zu Adipositas. Solche Fehler können entweder einen genetischen, also angeborenen Ursprung haben oder einen erworbenen, also durch die Umwelt und die Lebensumstände verursachten. Dabei ist wichtig, dass sich auch genetische Ausprägungen durch Umwelteinflüsse verändern können.

Wie stark bestimmen die Prozesse im Gehirn unser Essverhalten?

Sehr stark. Das zeigen Versuche mit Mäusen anschaulich. Bestimmte Nervenzellen im Mäusegehirn lassen sich genetisch so verändern, dass man sie mit Laserlicht aktivieren kann. Wenn dann der Laser eingeschaltet wird, frisst die Maus. Wenn er ausgeschaltet wird, hört sie auf. Wenn er wieder an ist, frisst sie. Diesem Befehl aus dem Gehirn kann sich der Organismus nicht entziehen. Ähnlich ist es bei uns Menschen: Wann und was wir essen «wollen», wird von diesen Prozessen im Gehirn gesteuert, auf die wir nur sehr bedingt Einfluss haben. Auch darum sind Vorurteile gegenüber adipösen Menschen, insbesondere von Gesundheitsfachpersonen, nicht zielführend und sogar extrem schädlich. Denn die Stigmatisierung von Patienten mit Adipositas ist nicht nur Folge, sondern auch eine wichtige

«Wir behandeln die Patientinnen und Patienten nicht, um sie äusserlich zu verändern. Es geht einzig darum, Risikofaktoren zu minimieren und Folgeerkrankungen zu verhindern.»

Katharina Timper



Katharina Timper ist seit September 2021 Professorin und Forschungsgruppenleiterin am Departement Biomedizin sowie leitende Ärztin des Departements für Endokrinologie. Neben ihrer Forschung zu neuen Therapieansätzen berät sie als Leiterin der Adipositas-Sprechstunde des Universitätsspitals Basel Betroffene.

Ursache der Gewichtszunahme. Die wiederholte Abwertung von aussen mündet in Selbstabwertung, was wiederum emotionales Essverhalten fördert und dazu führen kann, dass sich Betroffene sozial isolieren. Darum ist es wichtig, dass wir umdenken und die biologischen Grundlagen dieser Erkrankung anerkennen.

Wie stark ist Adipositas genetisch bedingt? Vererbte Faktoren spielen sicher eine grosse Rolle. Wir kennen einige wenige Gene, die, wenn sie bestimmte Mutationen enthalten, zu einer Adipositas führen. Daneben gibt es unzählige weitere genetische Einflüsse, die noch völlig unbekannt oder erst ansatzweise beschrieben sind. Auch sogenannte epigenetische Faktoren sind entscheidend. Auf diese Weise bestimmt etwa die Ernährung von Müttern während der Schwangerschaft und Stillzeit das spätere Essverhalten des Kindes wesentlich mit.

Wie lässt sich Adipositas behandeln? Wir unterstützen die Patientinnen und Patienten dabei, ihren Lebensstil zu ändern, sodass ein Gewichtsverlust möglich wird. Teil der Therapie ist immer eine Ernährungsberatung und ein individueller Trainingsplan. Bei depressiven Patienten oder solchen mit emotionalem Essverhalten kann ein Coaching durch unsere Kollegen in der Psychosomatik sinnvoll sein. Bei Betroffenen, die angeben, ohnehin schon sehr wenig zu essen, hilft häufig eine Messung des Energie-Grundumsatzes. Denn viele Adipositas-Patienten und -Patientinnen haben einen extrem tiefen Grundumsatz von kaum über 1000 Kilokalorien pro Tag. Durch die Messung wird offensichtlich, warum das Abnehmen für sie so schwierig ist. Dieser Grundumsatz lässt sich zwar nicht ändern, aber man kann mit körperlicher Aktivität zusätzliche Kalorien verbrauchen. Dazu bieten wir eine Palette verschiedener Bewegungsarten an, von Walken über Schwimmen bis zu Trampolinspringen und Klettern. Es hilft, dass die Betroffenen in Gruppen mit anderen Adipositas-Patienten trainieren können und nicht im Fitnessstudio neben schlanken, trainierten Leuten. Wichtig bei alledem ist: Wir behandeln die Patientinnen und Patienten nicht, um sie äusserlich zu verändern. Es geht einzig darum, Risikofaktoren zu minimieren und Folgeerkrankungen zu verhindern.

Wann sind Medikamente oder chirurgische Massnahmen wie ein Magenbypass sinnvoll? Diese Massnahmen können die Änderung des Lebensstils

unterstützen. Wir verschreiben häufig ein Medikament namens Saxenda®, das einem körpereigenen Hormon nachempfunden ist und das Sättigungsgefühl erhöht. Nützlich ist es vor allem für Patienten, die fast andauernd ein Hungergefühl verspüren oder mit emotionalem Essverhalten oder Binge-Eating kämpfen, also exzessivem, übermässigem Essen. Viele können damit zum ersten Mal entspannt abnehmen, ohne dass ihre Gedanken stets um das nächste Essen kreisen. Chirurgische Massnahmen sind vor allem bei Patienten sinnvoll, die schon viele Begleiterkrankungen haben, etwa Bluthochdruck, Schlafapnoe, Typ-2-Diabetes. Wichtig ist, sie zuvor gut auf die Operation und ihr Leben danach vorzubereiten und sie auch nach dem Eingriff engmaschig zu begleiten. ■

Zucker fürs Gehirn

Kürzlich hat Katharina Timper gezeigt, dass nicht nur Nervenzellen, sondern auch eine andere Art von Gehirnzellen, die Astrozyten, eine Rolle bei der Steuerung des Energiehaushalts spielen. Auch diese Zellen besitzen nämlich einen Rezeptor für das körpereigene Hormon GLP1, das als Vorlage für das Adipositas-Medikament Saxenda diente. In Versuchen mit Mäusen konnte Timper nachweisen, dass ein Ausschalten dieses GLP1-Rezeptors in den Astrozyten zu einer Veränderung des zellulären Stoffwechsels führte. Dies hatte einen positiven Einfluss auf den gesamten Organismus: Die Mäuse konnten nicht nur Zucker besser verwerten, sondern zeigten in Tests auch eine bessere Lernfähigkeit als Kontrollmäuse. «Damit haben wir eine Schnittstelle gefunden zwischen dem Zuckerstoffwechsel und der Gehirnleistung», sagt Timper. Diesen Zusammenhang will die Forscherin mit ihrem Forschungsteam am Departement Biomedizin der Universität Basel künftig genauer untersuchen.



Wolken, Regen, Schwebeteilchen.

Manche Schwebeteilchen in der Luft beeinflussen Wolken und Niederschlag und spielen damit eine wichtige Rolle für Wetter und Klima. Allerdings ist unklar, ob die Teilchen, die die Bildung von Eiskristallen in Wolken und damit Niederschlag fördern, wiederum durch den Regen in die Luft gelangen und es somit einen Kreislauf dieser Partikel gibt. Dieser Frage gehen Umweltforschende der Universität Basel auf den Grund. Die Erkenntnisse sollen dazu beitragen, den Wasserkreislauf der Erde besser zu verstehen. Zudem können sie helfen, Wolken in Modellen besser zu repräsentieren und so die Vorhersage von Wetter und Klima zu verbessern.

5

Claudia Mignani ist Doktorandin am Departement Umweltwissenschaften.

Annika Einbock ist im Bachelorstudiengang Geowissenschaften.

Foto:
Basile Bornand

1 Claudia Mignani und Annika Einbock führen ihre Messungen auf dem Gelände der Messstation in Binningen bei Basel durch, die unter anderem Teil des Nationalen Beobachtungsnetzes für Luftfremdstoffe und des Messnetzes von MeteoSchweiz ist.

2 Für ihre Messungen wählen sie einen Zeitpunkt, wenn eine Kaltfront über die Messstation in Binningen hinwegzieht.

3 Mithilfe von zwei mobilen Instrumenten sammeln sie Luftpartikelproben und erfassen im Zeitverlauf die Konzentration verschiedener Typen von Schwebeteilchen in der Luft vor und während einer regnerischen Phase.

4 Eines der mobilen Instrumente saugt Luft an und sammelt die enthaltene Partikel in Wasser. Die Proben werden dann in sterile Gefässe umgefüllt und anschließend im Labor auf Partikel analysiert, die die Eisbildung in Wolken fördern.

5 Die langen Messreihen an der Station, beispielsweise die Gesamtpartikelanzahl in der Luft, helfen den Forscherinnen, ihre ereignisbezogenen Messungen besser einzuordnen.

Müssen wir Gesetzen immer gehorchen?

Wer gegen geltendes Recht verstösst, muss mit Konsequenzen rechnen.
Welche Gründe gibt es, sich trotzdem nicht an Gesetze zu halten?

Im September 2020 demonstrierten Aktivistinnen und Aktivisten auf dem Berner Bundesplatz. Sie forderten vom Parlament, schnell weitgehende Massnahmen gegen den Klimawandel zu ergreifen. Da Kundgebungen auf dem Bundesplatz während der Session verboten sind, war die Demonstration bewusster politisch motivierter Ungehorsam gegen das Gesetz. Als ich die Aktion besuchte, sagte ein Herr zu mir, dass sich die Aktivistinnen und Aktivisten mit dieser Aktion viele Sympathien verschertzen. Ich entgegnete, dass sie meine Sympathien hätten. Der Herr meinte empört: «Wir haben die beste Regierung der Welt!» Sein Argument war offenbar, dass in einer starken rechtsstaatlichen Demokratie wie der Schweiz ziviler Ungehorsam keinen Platz hat. Stimmt das?

Überlegen wir, was gute Gründe sein könnten, Gesetzen zu gehorchen. Ich fürchte, für die meisten Leute sind Erziehung, Konformismus und Sanktionen die einzigen Gründe. Doch gibt es gute moralische Gründe für den Gesetzesgehorsam. Gesetzen soll man gehorchen, weil sie alle als Freie und Gleiche respektieren. Weiter soll man ihnen aus Fairnessgründen gehorchen: Gesetze garantieren, dass Lasten und Gewinne in einer Gesellschaft gleichmässig verteilt sind. Und schliesslich ermöglichen sie es, den Schwachen unter die Arme zu greifen. Gesetze haben also Anspruch auf Gehorsam, wenn sie die natürlichen Pflichten von Respekt, Fairness und Samaritertum jedes Einzelnen auf die Ebene einer Gemeinschaft heben.

Gesetzesgehorsam ist umso mehr angezeigt, wenn die Gemeinschaft an der Einrichtung dieser Gesetze beteiligt ist (durch Wahlen oder Abstimmungen). Und ich möchte ergänzen: Wenn dieser Vorgang auf dem besten Stand unseres Wissens begründet ist.

Eine Demokratie hat dann Anspruch auf Gesetzesgehorsam, wenn ihre Entscheidungsprozesse auf Informationen beruhen,

die nicht nur zufällig zu richtigen Entscheidungen führen und die die natürlichen Forderungen von Respekt, Fairness und Samaritertum einhalten.

Nun kann es geschehen, dass in einer Demokratie Gesetze gelten, die Respekt, Fairness oder Samaritertum massiv verletzen. Die Gesetze zur «Rassentrennung» in den USA oder das den Schweizerinnen bis 1971 vorenthaltende Stimmrecht sind Beispiele. Auch der Raubbau an den natürlichen Ressourcen lassen Respekt, Fairness oder Samaritertum vermissen, nämlich zukünftigen Generationen gegenüber. Der Ausschluss eines beachtlichen Teils der Schweizer Wohnbevölkerung von demokratischer Mitbestimmung oder die fehlende Repräsentation von Tieren in der Gesetzgebung sind weitere Beispiele.

Wenn Respekt, Fairness und Samaritertum gute Gründe sind, Gesetzen zu gehorchen, ist deren massive Verletzung ein ebenso guter Grund, ihnen nicht zu gehorchen, gerade in einer Demokratie. Eine Möglichkeit ist der zivile Ungehorsam. Er ist ein Mittel der politischen Kommunikation, dramatisiert schwere Missstände und fordert im Namen von grundlegenden Werten schnelle, effektive Änderungen. Er möchte mitteilen, dass es ernst ist, die Zeit drängt, dass man bereit ist, die eigenen Interessen hintanzustellen zugunsten einer übergeordneten Sache. Das war und ist der Sinn des Klima-Ungehorsams wie bei der oben beschriebenen Demonstration.

Auch Formen des Corona-Ungehorsams können Berechtigung haben, wenn sie im Namen von Respekt, Fairness und Samaritertum und auf dem besten Stand unseres Wissens begründet sind. Allerdings schneiden die Corona-Proteste unter diesem Gesichtspunkt im Vergleich zu den Klimaprotesten vermutlich weitgehend miserabel ab. ■



Markus Wild

ist Professor für Philosophie. In seiner Forschung befasst er sich mit der Philosophie des Geistes – unter anderem mit Intentionalität und Bewusstsein – sowie mit Tierphilosophie und Tierethik.

In einer Gesellschaft zu leben, in der alle nur jene Rechtsnormen befolgen, die sie selber für gerecht halten oder die ihnen im Einzelfall nützlich erscheinen, wäre wenig praktikabel. Es gibt also schon aus praktischen Überlegungen gute Gründe, warum sich Rechtsbetroffene an rechtmässig – also in den dafür vorgesehenen Verfahren – zustande gekommene Rechtsnormen halten sollten.

Auch wäre es mit zentralen Grundsätzen unserer Verfassung wie etwa der Gewaltenteilung oder der Rechtsgleichheit nicht vereinbar, wenn Behörden nur diejenigen rechtlichen Normen durchsetzen würden, die sie im Einzelfall für sinnvoll oder gerecht befinden. Eine derartige Rechtsordnung könnte das Anliegen, dass sie vorsehbar sein soll, nicht erfüllen.

Das heisst allerdings nicht, dass die Rechtsordnung von den Rechtsbetroffenen eine bedingungslose Akzeptanz einfordert. Ganz im Gegenteil: Gesetze, Verordnungen und gar die Verfassung dürfen und sollen geändert werden. Eine Demokratie zählt darauf, dass jede und jeder die Rechtsordnung als die eigene akzeptieren kann.

Um dieses Ideal der Selbstgesetzgebung zu verwirklichen, sind unterschiedliche Mechanismen vorgesehen. Dazu zählen in der Schweiz Instrumente der demokratischen Mitwirkung wie etwa Volksinitiativen, aber auch die repräsentative Demokratie oder föderalistische Strukturen. Die Rechtsordnung sieht zudem Möglichkeiten vor, gerichtlich gegen bestimmte Gesetze und Verordnungen vorzugehen oder sie im Zusammenhang einer konkreten Anwendung durch ein Gericht etwa daraufhin überprüfen zu lassen, ob sie mit der Verfassung vereinbar sind.

Eine besondere Bedeutung kommt im kritischen Umgang mit bestehendem Recht auch den in der Verfassung garantierten Grundrechten zu, etwa der Meinungsfreiheit und der Versamm-

lungsfreiheit. Sie vermitteln jedem Individuum das Recht, eine Meinung zu äussern – auch wenn die Äusserung erwiesen falsch oder gesellschaftlich weitgehend wertlos sein mag. Weiter steht es jeder Person frei, sich zu diesem Zweck mit anderen Menschen zusammenzuschliessen und bestehenden Unmut öffentlich kundzutun. Proteste von Menschen gegen Rechtsnormen,

welche sie für ungerecht halten, sind deshalb von der Rechtsordnung nicht nur geduldet, sondern sie sind integraler Bestandteil derselben. Entsprechend ist es rechtlich besonders problematisch, wenn die Einschränkung von Meinungen oder Versammlungen gefordert wird, weil die geäusserten Ideen für falsch oder widersinnig befunden werden.

Die Grundrechte setzen dem Gesetzgeber und Rechtsanwender auch inhaltliche Grenzen. Sie sorgen so dafür, dass Behörden die Rechtspositionen des Einzelnen nicht übermässig einschränken. Wo die oben genannten demokratischen und rechtsstaatlichen Strukturen nicht ausreichen, weisen die Grundrechte folglich staatliches Handeln in die notwendigen Schranken.

Die geltende Verfassungsordnung ist also so ausgestaltet, dass sie ungerechtes Recht, das einen Widerstand rechtfertigen würde, so gut als möglich verhindert. Und zuletzt: Die Normen, die im Kontext der Corona-Pandemie als ungerecht mo-

niert wurden, unterscheiden sich in der Dimension ihrer Ungerechtigkeit fundamental von Konstellationen, in denen von einem Gebot der Nichtanwendung krass ungerechten Rechts auszugehen wäre. ■



Raphaëla Cueni

ist Postdoktorandin und Lehrbeauftragte für Öffentliches Recht. Im Rahmen ihres Habilitationsprojekts arbeitet sie zu Fragen der Transparenz von staatlichem Handeln und befasst sich mit aktuellen Fragestellungen im Bereich der Kommunikationsgrundrechte.



Rückkehr der Natur.


Texte: Cornelia Niggli
Fotos: Christian Flierl



Rund zehn Kilometer von Basel rheinabwärts liegt die Rheininsel im Naturschutzgebiet der Petite Camargue im Elsass. Ein durch die Universität Basel begleitetes Renaturierungsprojekt soll das ehemalige Ackerland zu einem sich selbst erhaltenden Wald- und Wiesengebiet entwickeln.

Auenlandschaften wie jene auf der Rheininsel sind selten in Mitteleuropa. Ohne Flut, Feuer oder grosse Pflanzenfresser müsste das Gebiet regelmässig gemäht werden, damit es nicht allmählich zum Wald wird. Denn dann würden Pflanzen- und Tiergemeinschaften verschwinden, die auf offene Auenlandschaften spezialisiert sind. Im Rahmen eines Forschungsprojekts unter der Leitung von Prof. Dr. Valentin Amrhein hielten deshalb 2018 Konik-Pferde und schottische Hochlandrinder auf der Insel Einzug.

Seine Doktorandin Lilla Lovász untersucht, wie sich das Weiden der Pferde und Hochlandrinder auf die Flora und die Fauna der Auenlandschaft und speziell den Bestand der Vögel auswirkt. Über mehrere Jahre hinweg beobachtet sie, wie sich das 32 Hektar grosse Gebiet dadurch verändert.



Die Pferde und Hochlandrinder tragen Peilsender, damit Lovász verfolgen kann, welche Flächen die Tiere zur jeweiligen Jahreszeit wie stark nutzen. Zusätzlich erfasst Lovász in regelmässigen Abständen den Vogelbestand.

Anhand der gesammelten Daten untersucht die Zoologin den Zusammenhang zwischen dem Vorkommen der Vögel und dem Aufenthalt der Pferde und Rinder an bestimmten Orten auf der Insel. Im Austausch mit Valentin Amrhein wertet sie die Resultate laufend aus. (rechts)





Album

Zwischen Juni und August dokumentiert Lovász mit ihren Kolleginnen und Kollegen zudem die Pflanzenwelt der Insel, um die Veränderungen der Vegetation durch den Renaturierungsprozess und den Einfluss der grossen Pflanzenfresser zu untersuchen.




Album



Damit sie die zu untersuchenden Stellen wiederfindet, hat Lovász Marksteine eingegraben. Um die Daten vergleichen zu können, muss sie jeweils die exakt gleiche Stelle analysieren. Da GPS-Daten von Messung zu Messung geringfügig variieren, sind sie dafür zu ungenau. Die orange Farbe hilft, die über das Jahr häufig verwucherten Steine leichter wieder zu finden. Insgesamt 80 solcher Steine liegen über die Insel verteilt. (links)

Die Holzquadrate dienen als Rahmen, um die Vegetation auf einer festgelegten Fläche zu erfassen. Die Forscherin dokumentiert unter anderem die häufigsten Pflanzenarten und misst die durchschnittliche Wuchshöhe und die Dichte der Pflanzen. Dadurch hofft sie, den Einfluss der Pflanzenfresser auf die Vegetation bestimmen zu können.



In den vier Jahren, seit Lilla Lovász auf der Rheininsel forscht, konnte sie bereits eine grosse Veränderung der Artengemeinschaft feststellen. Vögel wie der Star oder die Feldlerche – deren Bestände in Europa aufgrund intensiver Landwirtschaft rückläufig sind – sind auf die Insel zurückgekehrt und können sich bislang halten. Lovász geht davon aus, dass dies in Zusammenhang mit der Ansiedlung der Konik-Pferde und Hochlandrinder steht. Diese wirbeln beim Grasensuchen Insekten auf, die den Vögeln dadurch zu leichter Beute werden.



Lilla Lovász

vom Departement Umweltwissenschaften untersucht an der Forschungsstation Petite Camargue Alsacienne die Auswirkung von Beweidung auf Vögel und Pflanzen der Auenlandschaft.



Valentin Amrhein ist Leiter der Forschungsstation Petite Camargue Alsacienne und Titularprofessor für Zoologie an der Universität Basel.

Trainieren fürs Herz.

Bekannt ist, dass Sport und Bewegung den Blutdruck senken können. Welche Übungen dabei besonders effektiv sind, haben Basler Forschende im Rahmen einer Europäischen Initiative untersucht.

Text:
Andreas Grote

Ein zu hoher Blutdruck gehört noch immer zu den modernen Zivilisationskrankheiten. Obwohl die Ursachen weitläufig bekannt sind: ein ungesunder Lebensstil mit Übergewicht, falscher Ernährung, zu wenig Bewegung, viel Stress oder Rauchen lassen den Blutdruck über die Jahre steigen. Oft unbemerkt. Obendrauf kommt dann möglicherweise noch eine genetische Veranlagung. Auf Dauer schadet das vor allem den Blutgefässen des Herz-Kreislauf-Systems. So führt denn auch die Statistik mittlerweile etwa jeden vierten Herzinfarkt auf einen zu hohen Blutdruck zurück. Experten schätzen gar, dass innerhalb der nächsten fünf Jahre rund 60 Prozent der Bevölkerung weltweit an Bluthochdruck leiden werden.

Zwar lässt sich Bluthochdruck medikamentös senken, doch das hat nicht selten unerwünschte Nebenwirkungen zur Folge. Schon länger belegen Studien, dass auch regelmässige Bewegung einen positiven Einfluss auf den Blutdruck hat. Diese Untersuchungen orientieren sich aber an der Diagnose Bluthochdruck ganz allgemein und berücksichtigen nicht die Höhe des Blutdrucks, mit der die Patientin oder der Patient in die Therapie startet.

Viel hilft viel

Sportmediziner Henner Hanssen sucht mit seinen Kolleginnen und Kollegen am Departement für Sport, Bewegung und Gesundheit der Universität Basel daher neue Wege, um mit körperlichen Übungen möglichst effektiv den Blutdruck zu senken. Dafür haben sie erstmals zusammen mit Fachleuten der Europäischen Gesellschaft für Präventive Kardiologie aus vor-

handenen Metastudien analysiert, welche Trainingsform bei welchem Blutdruck den grössten Effekt bringt. Das ermöglicht den Betroffenen ein für ihren Blutdruck individuelles Training. «Diese systematische Übersicht zur Studienlage ist die erste Untersuchung dieser Art weltweit», sagt Studienleiter Henner Hanssen.

Grundsätzlich empfohlen wird für alle Trainingsvarianten moderat intensives Training von mindestens 15 Minuten pro Tag, besser fünfmal 30 Minuten in der Woche. Moderat intensiv bedeutet, beim Training leicht ins Schwitzen zu kommen, sich dabei noch gut unterhalten zu können oder bis 70 Prozent des maximalen Pulses zu kommen.

So reduzierte in den Studien bei hohem Blutdruck (≥ 140 mmHg systolisch und ≥ 90 mmHg diastolisch) ein klassisches Ausdauertraining, also Walking, zügiges Gehen, Velofahren oder Schwimmen, den Blutdruck im Schnitt um 7,4 mmHg systolisch oder 4,5 mmHg diastolisch. «Das ist aber nur ein Mittelwert, manche schaffen auch eine Reduktion deutlich über 10 mmHg», so Hanssen. Ausserdem zeigte sich in den Studien eine Abhängigkeit von Dosis und Wirkung: Je mehr jemand moderat intensiv trainiert, umso stärker fällt die Reduktion aus.

Bei hoch-normalem Blutdruck (130–140 mmHg systolisch, 85–90 mmHg diastolisch) dagegen sorgt dynamisches Krafttraining für die beste Reduktion. Dynamisch bedeutet hierbei, dass das Training gegen einen Widerstand absolviert wird und sich der Muskel dabei kontrahiert. Dies kann zum Beispiel Gewichtheben sein, aber es reicht auch das eigene Körpergewicht als Gegenpart, wie zum Beispiel beim

Treppensteigen, bei Kniebeugen oder Liegestützen. Das brachte in den Studien eine Reduktion um 4 mmHg systolisch oder 3,4 mmHg diastolisch.

Das Training muss Alltag werden

Bei Personen, die noch einen normalen Blutdruck haben, aber durch starkes Übergewicht oder familiäre Vorbelastung ein erhöhtes Risiko für Bluthochdruck mitbringen, scheint isometrisches Krafttraining optimal. Hierbei handelt es sich um Halteübungen wie beispielsweise Plank, Seitstütz oder auch – wenn die allgemeine körperliche Beweglichkeit eingeschränkt ist – ein Handkrafttrainer. Bei diesen Übungen wird der Muskel zwar belastet, spannt sich jedoch nur an und zieht sich nicht zusammen. Dies brachte in den Studien eine Senkung um 7,2 mmHg systolisch beziehungsweise 2,6 mmHg diastolisch.

«Im Prinzip bringen diese Übungen fast allen Patienten einen Vorteil», sagt Hanssen. Allerdings lässt sich eine stabile Reduktion des Blutdrucks frühestens nach etwa vier bis acht Wochen nachweisen. Für das Ergebnis ist zudem entscheidend, wie gut der Patient mitmacht. Fährt er seine Anstrengungen zurück, steigt auch der Blutdruck wieder, analog zu nicht eingenommenen Bluthochdruckmedikamenten. «Das regelmässige Training muss also zum neuen Lebensstil werden, lebenslang», so Hanssen.

Henner Hanssen und sein Mitarbeiter Lukas Streese arbeiten bereits am nächsten Schritt, der HyperVASC-Studie. Sie soll herausfinden, wie sich ein hoch-intensives Intervall-Training (HIIT) im Vergleich zum moderat-intensiven Training auf Blutdruck und Blutgefässe auswirkt. «Möglicherweise erkennen wir hier ein Potenzial, um den Blutdruck noch stärker zu senken.»

Ärztliche Begleitung ist sinnvoll

Nebenwirkungen seien vom Training im Gegensatz zur medikamentösen Therapie nicht zu erwarten. Allerdings: «Wenn man es allenfalls übermotiviert angeht und die Trainingsintensität zu früh steigert, dann leiden irgendwann Knochen, Gelenke und Sehnen», so Hanssen. Damit Patientinnen und Patienten es richtig anpacken und auch konsequent dranbleiben, wäre es wünschenswert, wenn die Ärztin oder der Arzt die Bewegung auf Rezept verschreiben könnte. «Doch dazu fehlt es in der Schweiz an Bewegungstherapeuten.» Institute, die das anbieten, wie etwa das Departement Sport, Bewegung und Gesundheit der Universität Basel selbst, könne man derzeit an einer Hand abzählen. Derweil sollte man sich vor einer Bewegungstherapie in Eigenregie ärztlich untersuchen und den Blutdruck bestimmen lassen.

Eine vierteljährliche Besprechung von allfälligen Schwierigkeiten bei der Trainingsumsetzung mit einer Ärztin oder einem Arzt ist ebenfalls empfehlenswert.

Warum nun manche Trainingsformen effektiver den Blutdruck senken als andere, ist noch unbekannt. Es gibt jedoch Hypothesen. «Generell ist es so, dass der Körper auf akute sportliche Belastung und Anstrengung mit einer Steigerung des Blutdrucks reagiert», sagt Hanssen. Durch das Training erhält der Körper dann im Ruhezustand einen Anreiz, den Blutdruck im Tagesverlauf niedriger zu halten. Hanssen rät daher, auch im Alltag Treppen zu steigen statt Lift zu fahren, den Bus zu nehmen statt das Auto und eine Station früher auszusteigen und zur Arbeit zu laufen. «Das senkt nicht nur den Blutdruck, sondern verbessert auch die Gesundheit der Gefässe.» Und natürlich ist ein niedrigerer Blutdruck nicht der einzige Gewinn der regelmässigen Bewegung. «Training hat erwiesenermassen auch einen positiven Einfluss auf die allgemeine Fitness, die Fett- und Blutzuckerwerte und besitzt auch soziale Aspekte», gibt Henner Hanssen zu bedenken. ■



Je nach Blutdruckhöhe sind verschiedene Trainingsarten besser geeignet, den Blutdruck zu senken.

Robert, was steht denn da?

Lesen wir ein Buch, fragen wir uns kaum, wie der Text zustande gekommen ist und ob er noch der Originalfassung entspricht. Im Rahmen textkritischer Ausgaben machen sich Editoren darüber Gedanken. Derzeit widmen sich Basler Forschende dem Gesamtwerk des Schweizer Autors Robert Walser.

Text:
Noëmi Kern

Es ist es ein Komma, ein Punkt oder doch Fliegen-dreck? Derartige Entscheidungen zu treffen, gehört zum Alltag, wenn man textkritisch arbeitet. Es kann bedeuten, dass man stundenlang über einer Textstelle in schwer lesbarer Handschrift brütet, um herauszufinden, was da steht. Da sind Akribie und Durchhaltewille gefragt. «Aber es lohnt sich. Es ist spannend, so tief in einen Text einzutauchen», sagt Matthias Sprünglin.

Der Germanist hat darin jahrelange Erfahrung als Mitarbeiter an der Kritischen Robert-Walser-Ausgabe (KWA), die sich in der Entstehung befindet – seit 2007! Das vom Schweizerischen Nationalfonds SNF unterstützte Projekt der Universitäten Basel und

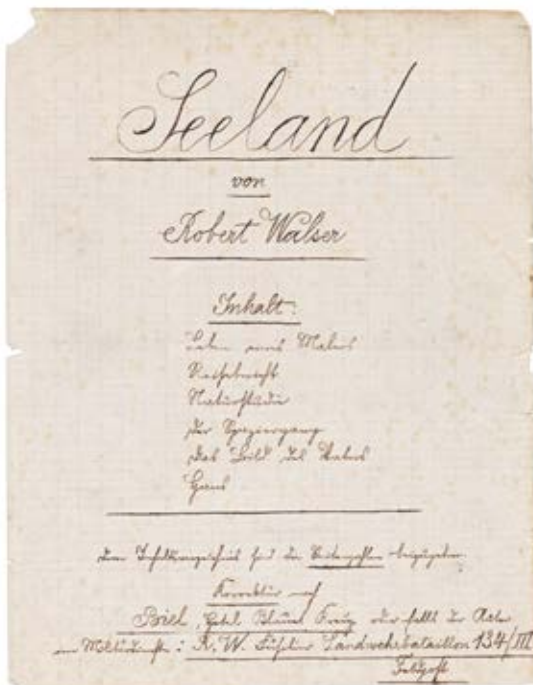
Zürich widmet sich dem literarischen Schaffen des Schweizer Schriftstellers Robert Walser (1878–1956). Ein Begriff ist er vielen am ehesten wegen seiner Romane «Geschwister Tanner», «Der Gehülfe» und «Jakob von Gunten». Sie machen allerdings nur einen sehr kleinen Teil seines Werks aus. Es reicht von Prosa über Lyrik bis zu kurzen szenischen Darstellungen, sogenannte Dramoletten. «Zu Lebzeiten kannten ihn die Leute vor allem auch als Autor von Beiträgen in verschiedenen Zeitschriften – von Berlin über Zürich und Wien bis Prag. Kurzprosa war seine Paradedisziplin», weiss Sprünglin. Er war in den Feuilletons im gesamten deutschsprachigen Raum vertreten.

Die KWA vereint, was von Robert Walsers Schriften noch vorhanden ist, darunter einiges, das bisher nie in einem Konvolut veröffentlicht wurde. Neue Wege geht man dabei in der Zusammenstellung von Walsers Texten, die in Zeitungen und Zeitschriften erschienen sind: Die einzelnen Artikel sind sortiert nach Zeitung respektive Zeitschrift – und darin wiederum nach Veröffentlichungsdatum. Matthias Sprünglin erklärt: «Dadurch kann man nachvollziehen, wie und wann Walser zu einer Zeitschrift kam und wie sich die Beziehung zu ihr entwickelte.» Insbesondere die Weltkriege beeinflussten das europaweite publizistische Netzwerk Walsers massgeblich und zerstörten es letztendlich.

Philologische Grundlagenarbeit

Bis Ende September ist die Hälfte der Edition erschienen, die rund 50 Bände umfassen wird. Das Projekt soll 2032 abgeschlossen sein.

Die bisher massgebliche Ausgabe von Robert Walser stammt von Jochen Greven. Sie modernisiert die Rechtschreibung auf den Stand von 1970 und weist nicht nach, wo sie den Text berichtigt oder auf andere Textzeugen wie Manuskripte oder andere



Titelblatt
des Manuskripts
zur Sammlung
«Seeland» von
Robert Walser.

Auflagen zurückgreift. Weil er diese sogenannten Emendationen nicht deklarierte, sind Grevens Eingriffe für die Leser nicht nachvollziehbar und es bleibt unklar, wie der gegebene Text zustande kommt. Dennoch: «Grevens hat gute und wichtige Arbeit geleistet. Unsere Ausgabe gäbe es ohne die seinigen nicht.» Die wichtige Vorarbeit im Bereich der Mikrogramme leisteten Werner Morlang und Bernd Echte: Sie entzifferten in ihrer Ausgabe «Aus dem Bleistiftgebiet» erstmals einen grösseren Teil der Mikrogramme.

Ziel der KWA-Herausgeber ist es, einen authentischen Text zu rekonstruieren und Rechenschaft darüber abzulegen, worauf er basiert und wie er hergestellt wurde – aufgrund des vorhandenen Materials. Biografisches interessiert die Editoren nur, soweit es für die Werkentstehung und -überlieferung von Bedeutung ist.

Neben der Textsicherung geht es darum, Robert Walsers Schreibprozess nachvollziehbar zu machen. Matthias Sprünglins Begeisterung und Faszination ist spürbar, wenn er sagt: «Die sogenannten Mikrogramme sind ein regelrechtes Entwurfsuniversum.» Walser notierte sie mit Bleistift auf verschiedene Papiere. «Die Schrift ist bisweilen so abstrakt, dass man nicht mehr von Buchstaben reden kann. Vielmehr sind es Silben, Schrift- und Wortbilder, die auch für geübte Leser nicht immer eindeutig zu entziffern sind.» Anhand der Transkriptionen kann aber auch ein Laie nachvollziehen, was auf den Blättern steht.

Die Mikrogramme schrieb Walser zu fertigen Texten ab, ein zweistufiges Verfahren der Textgenese. Diesen Blick in Walsers Schreibwerkstatt macht die KWA zugänglich. Eine weitere Dimension der Mikrogramme ergibt sich aus den unterschiedlichen Textträgern. Walser schrieb sie zum Beispiel auf einen zerschnittenen Kalender oder einen Honorar-Beleg des «Berliner Tagblatts». Diese Blattzusammenhänge sind in der KWA erstmals rekonstruiert. «Dadurch ergeben sich interessante Beziehungen zwischen den Texten», so Sprünglin.

Vorteile der Digitalisierung

Für die Darstellung solcher und anderer textkritischer Erkenntnisse bietet die Digitalisierung Vorteile. So lassen sich beispielsweise die digitalisierten Mikrogramme vergrössern und in eine Beziehung zur Umschrift setzen. Zudem entwickeln sich die digitalen Darstellungsformen laufend weiter. «Der zweite grosse Vorteil ist die Volltextsuche, die eine andere Herangehensweise an das Gesamtwerk erlaubt», so Matthias Sprünglin, der nicht nur Germanist, sondern auch Informatiker ist.

Die rasche Weiterentwicklung von digitalen Formaten hat aber auch ihre Tücken. Es verändern sich

etwa die Möglichkeiten zur Datenspeicherung. «Als wir mit der KWA angefangen haben, brannten wir die Daten auf eine DVD. Das würde man heute nicht mehr machen», erinnert sich der Forscher. Es ist also nicht so einfach, für die Archivierung Formate zu wählen, die sich langfristig bewähren. «Was die Zukunft bringt, wissen wir nicht. Aber wir machen, was wir können», beteuert er.

Beim Druck ist die Langlebigkeit einfacher: Die Bücher der KWA werden auf säurefreies Archivpapier gedruckt. Man wird sie auch in 300 bis 400 Jahren noch lesen können. «Wir sind uns der Tatsache bewusst, dass so schnell niemand mehr eine Gesamtausgabe von Robert Walser in dieser Gründlichkeit machen wird und dass wir die Grundlagen legen müssen für viele Jahre», sagt Matthias Sprünglin. Das sei eine grosse Verantwortung.

Edition ist etwas Grundlegendes

Verantwortung übernehmen sei ohnehin wichtig beim Edieren: Wählt man zum Beispiel bei Robert Walsers «Gedichten» den Erstdruck von 1909 oder den leicht veränderten Druck von 1919 als Textgrundlage, entscheidet man, welche Fassung man für authentischer hält. Das beeinflusst die zukünftige Rezeption der Gedichte nachhaltig, ohne dass man letztendlich beweisen kann, dass man die richtige Grundlage gewählt hat. «Der Leser muss sich am Ende auf den Herausgeber verlassen können.» Dieses Bewusstsein will Matthias Sprünglin weitergeben. Im laufenden Herbstsemester hält er erstmals ein Seminar zum Edieren von Robert Walser. «Es geht mir dabei einerseits darum, dass wir nicht nur im stillen Kämmerlein über den Texten brüten, sondern unser Schaffen nach aussen tragen, mit anderen darüber sprechen und uns immer wieder kritisch mit dem eigenen Tun auseinandersetzen.»

Andererseits findet er, dass sich alle, die Literaturwissenschaft betreiben wollen, mit der Thematik der Textkritik auseinandersetzen sollten. Ein Text sei schliesslich nicht einfach da. «Er hat eine Überlieferungsgeschichte, für die man sich nicht nicht interessieren kann, wenn man sich für den Text selber interessiert», findet er. Textkritik reflektiere diesen Prozess und mache ihn besser nachvollziehbar. Sie sei damit eine wichtige Basis für literaturwissenschaftliches Arbeiten.

Matthias Sprünglin will dazu motivieren, genau hinzuschauen und kritisch mit Texten umzugehen. Und ein bisschen hofft er auch, dass er die Freude und Faszination am textkritischen Arbeiten vermitteln und für Nachwuchs-Editoren sorgen kann. Damit auch künftig Menschen stundenlang über einem Text brüten und genau wissen wollen, wie er entstanden ist. ■

Eingewandert, weiblich, arm.



Das Dienstmädchen im weissen Häubchen hat ausgedient. Doch sind noch immer Menschen in fremden Haushalten beschäftigt – meist Frauen mit kleinem Lohn. Wie sich die bezahlte Hausarbeit im 20. Jahrhundert entwickelte, erforscht eine Basler Historikerin.

Text: Christoph Dieffenbacher

Putzen, waschen, kochen, einheizen, Kisten schleppen, Kinder hüten und Kranke betreuen: Harte und anstrengende Arbeit und lange Tage mit wenig Ruhezeit prägten einst das Leben der Hausangestellten. Von morgens bis abends hatten sie sich zu Diensten zu halten, unter strenger Kontrolle und oft der Willkür der Herrschaft ausgesetzt. Neben den Haushalten des Bürgertums war Hilfspersonal auch in Gewerbehaushalten oder auf Bauernhöfen beschäftigt.

Spätestens um 1900 wurde bezahlte Hausarbeit vor allem zu einer Sache der Frauen. Allein in Basel gab es zeitweise Tausende von Wäscherinnen, Glätterinnen, Köchinnen, Zugeh- und Kinderfrauen, Helferinnen und Pflegerinnen. Nach dem Zweiten Weltkrieg waren sie aber kaum mehr öffentlich sichtbar: Dank neuer Geräte wie Waschmaschine und Staubsauger wurde das Dienstmädchen scheinbar überflüssig. Gleichzeitig arbeiteten immer mehr Frauen ausser Haus.

Von Hausmädchen zu «Care Givers»

Erst seit den 1980er-Jahren nahm die Gesellschaft Migrantinnen als Dienstpersonal wieder deutlicher wahr. Zudem berichteten Medien und sozialwissenschaftliche Arbeiten vermehrt von «Care Givers» aus Osteuropa: Migrantinnen, die alte und kranke Menschen pflegen und bei ihnen oft auch wohnen. Doch der Eindruck, dass die bezahlte Hausarbeit in der Zwischenzeit ganz verschwunden sei, bestätigt sich nicht, sagt die Basler Historikerin Jennifer Burri: «Die Jobs in den Haushalten setzten sich nach 1945 ohne Unterbrüche fort, machten aber auch einige Veränderungen durch.»

So habe sich das Berufsbild differenziert und eine Professionalisierung erfahren. Jahrelang wurde versucht, mehr Schweizerinnen für die Haushaltslehre zu begeistern. Ein grosser Teil der Hausarbeiterinnen kam jedoch weiterhin aus dem Ausland, entweder als Aufenthaltlerinnen mit Jahresbewilligung oder täglich als Grenzgängerinnen. Neu war in den 1960er- und 1970er-Jahren die Beschäftigung von jungen Frauen als «Au-Pairs».

Für ihre Dissertation wertet die Forscherin zurzeit im Staatsarchiv Basel-Stadt 160 Dossiers der damaligen Fremdenpolizei

zwischen 1930 und 1980 aus. Damals kam knapp ein Drittel der Haushaltshilfen aus dem Ausland, die ersten aus dem benachbarten Südbaden und dem Elsass. Nach 1945 nahm die Migration von Frauen aus Italien und Spanien, später aus Ex-Jugoslawien und der Türkei zu. Ihre Arbeitsbewilligungen gingen jeweils über die Bürotische der kantonalen Fremdenpolizei, die auch vermerkte, wenn es etwa in Sachen Löhne und Arbeitsbedingungen Probleme gab.

Am Freitag war Washtag

Diese Akten liefern denn auch wertvolles Material für die Historikerin, die hier konkrete Einblicke in den Arbeitsalltag des Dienstpersonals findet. Sie sei bei ihren Recherchen auf äusserst vielfältige Formen von Hausarbeit gestossen – von der Festangestellten bis zur Zugehfrau, die nur gelegentlich aushalf. Arbeitgeber waren dabei nicht nur Familien aus dem vermögenden Bürgertum, sondern immer mehr auch aus mittelständischen Handwerks- und Kleinbetrieben. Ein Detail am Rande: «Fast überall war der Freitag der Tag, an dem eine Frau von auswärts in die Häuser kam und die Wäsche machte.»

Zu den Hilfen in den Haushalten gehörten auch Au-Pairs aus dem In- und Ausland sowie «Praktikantinnen» in einem Haushaltslehrjahr. Zu tun hatten zwar alle genug, aber es gab auch Alternativen: Oft wechselten die Hausangestellten von den Privathaushalten in Spitäler und Pflegeeinrichtungen, Hotels und Grossküchen, die bessere Löhne und regelmässige Arbeitszeiten versprachen. Nach wie vor blieb ihre Arbeit weitgehend unsichtbar.

Detektivarbeit im Archiv

Da die fremdenpolizeilichen Dossiers nicht nach Inhalt oder nach Namen, sondern jeweils nach Datum abgelegt sind, gestaltet sich Burris Arbeit ziemlich aufwendig, wie sie erzählt: «Ich muss im Archiv eine Kartonschachtel nach der anderen öffnen, bis ich auf Informationen über Hauspersonal stosse.» Dann stellt sie die Personendaten und Lebensläufe zusammen. Forschungsfragen ergeben sich: Woher kamen die Hausangestellten, wo arbeiteten sie, wie viel verdienten sie und wie lange blieben sie an ihren Stellen?

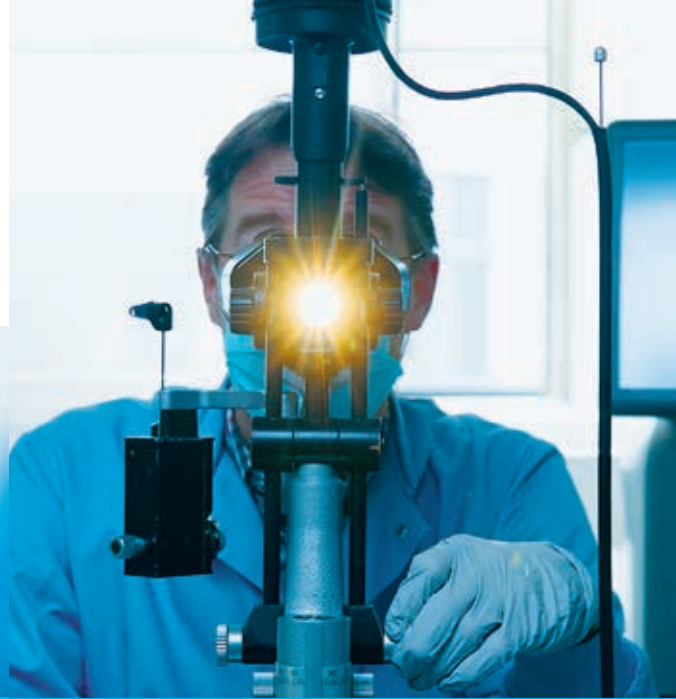
Seit dem Ersten Weltkrieg bestand in ganz Europa dauernd ein hoher Bedarf an Hauspersonal. Schon früh war auch von einer «Überfremdung des Hausdienstes» die Rede. Einer von Burris Befunden ist die sehr hohe Fluktuation: Im Durchschnitt waren die Hausangestellten in Basel nur anderthalb Jahre an derselben Stelle beschäftigt. «Der «Hausdienst» galt mit der Zeit nicht mehr als modern», so die Historikerin.

Zeitgenössische Quellen führen die häufigen Wechsel auch auf die allzu grosse, oft unangenehme Nähe zur Herrschaft und auf die mangelnde Privatsphäre zurück. Ein Stellenwechsel bot sich für die Hausangestellten manchmal als die einzige Möglichkeit an, sich zu wehren und die eigene Situation zu verbessern.

Versteckte Arbeitsbiografien

Mit ihrer Forschung möchte Burri der noch wenig bekannten Welt der weiblichen Hausangestellten zu mehr Sichtbarkeit verhelfen, ihre versteckten Arbeitsbiografien ausleuchten. «Heute können zwar viele von uns noch Geschichten und Anekdoten aus ihrer eigenen Familie erzählen», sagt Burri, «etwa von einer Grossmutter oder einer Grosstante, die in jungen Jahren als Köchin oder Kindermädchen nach Basel kam.» Aber es ist eine wenig untersuchte Berufsgruppe: Die bisherige Migrationsforschung etwa habe sich vor allem auf die männlichen Gastarbeiter konzentriert.

Wie sieht die heutige Lage des Hauspersonals aus? Noch immer lasse sich ihre Arbeit mit den Eigenschaften «prekär, mobil und weiblich» umschreiben, sagt Burri, die auch Gender Studies studierte und über die Geschichte der Prostitution in Basel geforscht hat. Care-Arbeiterinnen in Privathaushalten gehörten heute noch immer zu den Arbeitskräften mit den kleinsten Löhnen. Ihre rechtliche Absicherung sei zwar besser, aber immer noch nicht so gut wie jene anderer Angestellter. Denn im Gegensatz zu anderen Ländern wird in der Schweiz ein Haushalt rechtlich nicht als Arbeitsplatz anerkannt. ■



**Wir forschen für
Ihr Augenlicht.**

Folgen Sie uns auf Social Media:



www.iob.ch



**«Das Baselbiet hat
viele Stärken –
wir gehören dazu!»**

Wir sind auch im Notfall 24/7 für Sie da –
Liestal, Bruderholz und Laufen.



www.ksbl.ch

**Kantonsspital
Baselland**
ganz nah



**Flugschrift
Motivationen des
Umweltschutzes**

Die drohende Klima- und Umweltkatastrophe ist das Resultat von sozialen Verhältnissen, die historisch gewachsen sind – und die überwunden werden können, so die These. Die Streifzüge durch die emanzipatorischen Kämpfe des 19. und frühen 20. Jahrhunderts schärfen in diesem Buch die Sinne und ziehen Verbindungslinien, aus denen Neues erwachsen kann.

Milo Probst ist Historiker an der Universität Basel und folgt in seinem Buch den Spuren früher Umweltaktivisten: auf der einen Seite ein anarchistischer Aktivist und Schriftsteller, der Anfang des 20. Jahrhunderts in Buenos Aires für einen breiten Solidaritätsbegriff eintrat und dabei die Natur miteinbezog; auf der anderen Seite ein britischer Sozialist, der in den 1890er-Jahren Arbeiterinnen und Arbeiter zum Kampf gegen die Luftverschmutzung animieren wollte. Ihre Geschichten verdeutlichen, dass so etwas wie eine universelle Menschheit nur durch gemeinsame Kämpfe, einen Prozess des sich miteinander Solidarisierens sowie einen Bruch mit einem System möglich ist, das Menschen systematisch entmenschlicht. An diesen Kontext knüpft das Konzept «Umweltschutz der 99%» an. Es sucht nach einem neuen Wir und bezieht dabei (fast) alle ein. ■

Milo Probst

Für einen Umweltschutz der 99%.
Eine historische Spurensuche.
Nautilus Flugschrift, Hamburg 2021
200 Seiten, EUR 16



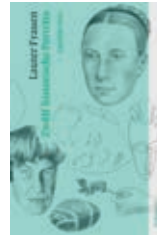
**Gräzistik
Lieder mit
Sprengstoff**

Sappho gilt als die erste Dichterin der westlichen Welt und war zu Lebzeiten in politische Ränkespiele involviert. Sie gehörte dem Clan der Kleonaktiden an und hatte darin eine wichtige Rolle: Mädchen aus der ganzen Region um sich zu versammeln und auszubilden, um sie auf ihre Rolle als Ehefrauen vorzubereiten. Ihre Lieder dienten dieser Ausbildung im umfassenden Sinn. Leider sind nur wenige ganz oder weitgehend erhalten, während die meisten nur fragmentarisch überliefert sind.

Anton Bierl ist Professor für Gräzistik an der Universität Basel und hat einen erfrischend neuen Zugang zu Sappho geschaffen. Er hat alle Liedfragmente zusammengeführt und zeigt, warum es im verlorenen Kontext jeweils gegangen sein mag. So erhellen seine ausführlichen Anmerkungen und sein Nachwort, was man über Sappho, ihre Familie, ihre Lebenswelt auf der griechischen Insel Lesbos um das Jahr 600 v. Chr., ihre Rolle in ihrem Clan und die Beziehung zu den Mädchen in ihrem Kreis weiss. ■

Anton Bierl
Sappho: Lieder

Reclam Verlag, Stuttgart 2021
448 Seiten, EUR 14.80



**Frauengeschichte
Zwölf historische
Porträts**

Wie lassen sich fünf Jahrhunderte Frauengeschichte erzählen? Die Historikerin Caroline Arni beginnt mit ihrer Grossmutter. Darauf folgen elf poetische Porträts bekannter und weniger bekannter weiblicher Persönlichkeiten von der Reformations bis ins 20. Jahrhundert. So individuell und singulär die Lebensgeschichten der hier porträtierten Frauen sein mögen, zusammen geben sie Einsicht in die Weltgeschichte. Nicht alle dargestellten Frauen erfuhren dasselbe Unrecht, kämpften für die gleichen Ideale, jede hatte ihre eigenen Träume. Immer aber handeln ihre Lebensläufe vom grossen Ganzen: von Arbeit, Kunst und Demokratie, von Revolution, Liebe und Ideen.

Caroline Arni ist Professorin für Allgemeine Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts an der Universität Basel. Illustriert wird ihr Buch von der Künstlerin Karoline Schreiber, die sich den Frauen mit ihren Zeichnungen nähert. Die Skizzenhaftigkeit ihrer Bilder lässt erahnen, dass die Spuren, die ein Leben in den Archiven und Geschichtsbüchern hinterlässt, unterschiedlich deutlich sind – besonders jene von Frauen. ■

Caroline Arni
Lauter Frauen

Echtzeit Verlag, Basel 2021
192 Seiten, CHF 32



**Wirtschaftswissenschaften
Zeitalter der
Digitalisierung**

Der Schweizer Industriesektor hat durch seine zunehmende Spezialisierung auf High-Tech und auf wertschöpfungsintensive Tätigkeiten wie Materialbeschaffung, Produktion und Fertigung zum hohen Wohlstand des Landes beigetragen. Bei neuen Megatrends, wie intelligenten Industrieprodukten und dem Internet der Dinge, scheint die Schweiz jedoch nicht zur internationalen Spitzengruppe zu gehören. Hier könnten neue digitale Technologien zu einer «Disruption» dieser Schweizer Erfolgsgeschichte führen.

Dr. Christian Rutzer und Prof. Dr. Rolf Weder forschen an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Basel zu Internationalem Handel und Europäischer Integration. Sie zeigen mit ihrem Buch auf, was es aus unternehmensstrategischer Sicht zu berücksichtigen gilt, damit (kleine und mittlere) Industrieunternehmen auch in der neuen, digitalen Welt erfolgreich sein können. Zudem machen sie wirtschaftspolitische Vorschläge, um den Industriestandort Schweiz fit für das Zeitalter der Digitalisierung zu machen. ■

Christian Rutzer, Rolf Weder
De-Industrialisierung der Schweiz?
Springer Gabler Verlag,
Wiesbaden 2021
322 Seiten, CHF 39

Wofür steht der Islam?

Dies fragen sich viele Nichtmuslime angesichts der immer wieder bedenklichen Entwicklungen in der islamischen Welt. Der Versuch einer Antwort.

Text:
Maurus Reinkowski

Der Islam tritt immer dann besonders ins Bewusstsein von Nichtmuslimen, wenn Extremisten Schlagzeilen machen. Man denke nur an das vorübergehende Erstarken des sogenannten Islamischen Staates (IS) im Irak und in Syrien in der Mitte der 2010er-Jahre. Oder an den raschen Fall des während zwei Jahrzehnten mit Milliardengeldern aufgebauten afghanischen Militärs im Sommer 2021 angesichts des Ansturms der Taliban, der «(Religions-) Schüler». Mit dem Islam verbindet sich auch 9/11, das sich im September zum zwanzigsten Mal jährte.

Einige Hinweise sind angebracht: So waren die meisten Opfer des IS, einer letztlich vor allem nihilistischen Organisation, Musliminnen und Muslime im Irak und in Syrien selbst. Die so raschen Erfolge der Taliban verdanken sich einer verfehlten westlichen Aufbaupolitik in Afghanistan seit dem Jahr 2001. Nach den Anschlägen des 11. September 2001 schworen die USA zwar Rache, aber ihre Politiker, darunter der damalige Präsident George W. Bush, wiesen zugleich darauf hin, dass islamistisch gesinnte Terroristen keineswegs mit dem Islam und den Musliminnen und Muslimen gleichzusetzen seien.

Diese einordnenden Hinweise bedürfen aber selbst wieder der Einordnung: Dass der «Islamische Staat» schon gänzlich Geschichte ist, dürfen wir bezweifeln. Dass die Taliban in Afghanistan Dschihadisten aus aller Welt neues Heimatrecht gewähren werden, ist durchaus möglich. Dass mehrere Attentäter des 9/11 jahrelang unbehelligt zusammen in Hamburg gewohnt hatten, wurde als Aufforderung dazu verstanden, die mit der Überwachung militanter Islamisten betrauten Sicherheitsbehörden in ganz Europa um ein Vielfaches zu verstärken – und nebenbei ein aufmerksames Auge auf eine grosse Zahl von muslimischen Aktivitäten und Institutionen allgemein zu werfen. Denn beriefen sich nicht die Attentäter des 9/11 auf ihre Religion und waren fest davon überzeugt, dass sie als Belohnung für ihre Tat ins Paradies eingehen würden?

Wofür steht also der Islam? Die eine und einzige klare Antwort findet sich nicht in den vielen Büchern, die in den letzten Jahrzehnten über den Islam und seine politischen Ausdeutungen geschrieben worden sind. Die eine und klare Antwort findet sich auch nicht im Koran. Der Koran ist, wie das Alte Testament, eine grosse Fundgrube, in der sich mühelos zahlreiche Beschwörungen einer friedlichen und einer kriegerischen Gesinnung finden lassen.

Der Islam steht demnach für vieles. Er steht neben Judentum und Christentum für eine der drei «abrahamitischen» Religionen, die alle drei – in ihrer jeweiligen, ihnen eigenen Sicht – auf Abraham als Urvater verweisen. Der Islam steht für einen mittlerweile über eineinhalb Jahrtausende gewachsenen, höchst reichen und äusserst vielseitigen Traditionsvorrat einer religiösen Kultur, die weite Gebiete Asiens, Afrikas und Europas geprägt hat und prägt. Der Islam

steht aber auch für die einzige politische Ressource, die die islamische Welt im Zeitalter der modernen Ideologien selbständig aus sich selbst heraus entwickelt hat – den Islamismus, also jene in den letzten fünfzig Jahren in der islamischen Öffentlichkeit so dominant gewordene Auffassung, dass politisches Handeln sich den Gesetzen der Religion des Islam unterzuordnen habe. Angesichts so vieler fehlgeschlagener westlicher ideologischer Lehnprodukte wie Liberalismus, Marxismus oder Kapitalismus verstehen viele Muslime den Islamismus als eine unschlagbar mächtige Identitätsressource – und er ist es ja in der Tat auch.

Für die westliche Gesellschaft steht wiederum der Islam auch für demografische Ängste. Samuel Huntingtons These vom Clash of Civilizations hatte unter anderem deswegen eine solche starke Wirkung, weil er sie mit Hinweisen auf die demografische Entwicklung verband: Während der Anteil der im Westen lebenden Menschen an der Weltbevölkerung von fast 45 Prozent im Jahre 1900 auf ein Zehntel im Jahr 2025 fallen wird, steigt die Bevölkerung der islamischen Welt im selben Zeitraum von weniger als fünf Prozent auf ein Fünftel. Diese Zahlen lassen sich leicht in einen Bezug zu den Entwicklungen im eigenen Land setzen: Lag der Anteil von Muslimen an der Bevölkerung der Schweiz im Jahr 1970 erst bei einem Viertel Prozent, so war er bereits um das Jahr 2000 auf 4,26 Prozent gestiegen, ein Anstieg also um mehr als das Fünfzehnfache.

Auf eine gewisse Weise muss man also sowohl gegenüber den Panikmachern als auch gegenüber den Weichspülern Einspruch erheben. Der allergrösste Teil der Probleme, die die europäischen Gesellschaften mit dem Islam haben, sind Probleme, wie sie alle Migration aufnehmenden Gesellschaften immer wieder erlebt haben. Zugleich aber lässt sich nicht leugnen, dass die islamische Welt eine Phase einer besonders gewalttätigen Selbstfindung durchläuft, deren Ende noch nicht abzusehen ist.

Es gibt aber noch einen anderen Aspekt der Besorgnis, der selten zu Bewusstsein kommt. Bei unserer Frage «Wofür steht der Islam» haben wir eigentlich ein «für uns» zu ergänzen. Die Frage nach der Bedeutung des Islam bringt nämlich in westlichen Gesellschaften eine merkwürdige Gleichzeitigkeit von Überlegen- und Unterlegenheitskomplexen hervor. Oft höre ich das Argument, die Muslime müssten erst noch ihr eigenes Zeitalter der «Aufklärung» erleben – als ob die Welt von heute die Zeit hätte, den Film des 17. und 18. Jahrhunderts noch einmal in aller Ruhe abzuspielen. Neben diese Behauptung einer verstandesmässigen Überlegenheit tritt untergrün-



Maurus Reinkowski

Professor für Islamwissenschaft, leitet seit 2010 den Fachbereich Nahoststudien an der Universität Basel. In den Jahren 2012 bis 2015 war er Vorsteher des Departements Gesellschaftswissenschaften.

dig ein Gefühl der Verunsicherung: Wenn wir nämlich als Nichtmuslime unser Unverständnis über den Islam zeigen, äussern wir letztlich auch ein Befremden über uns selbst. Die in Europa vorherrschend gewordene Ferne zur Religion ist uns vertraut, aber im Verhältnis zur lebendigen Frömmigkeit (zumindest wirkt sie auf die meisten als eine solche) der Musliminnen und Muslime erscheint uns das sonst so selbstverständlich und gerne getragene Kleid unserer Alltagssäkularität auf einmal mausgrau.

Die Frage danach und die Debatte darüber, wofür der Islam steht, wird weitergehen, aber bevor wir immer wieder vergeblich versuchen wollen, den «wahren» Kern «des Islam» ausfindig zu machen, wäre es vielleicht keine schlechte Aufgabe, sich über sich selbst und sein eigenes Verhältnis zur Religion Gedanken zu machen. Eine islamkompensatorische neue Gläubigkeit soll hier nicht beworben werden, aber ein kurzes Innehalten und Nachdenken über sich selbst, Gott, die Welt und dann gerne auch über den Islam mag eine Aufgabe für die ruhige Zeit «zwischen den Jahren» sein. ■

«Die Frage nach der Bedeutung des Islam bringt in westlichen Gesellschaften eine merkwürdige Gleichzeitigkeit von Überlegen- und Unterlegenheitskomplexen hervor.»

Maurus Reinkowski

Der Gradlinige.

Text: Irène Dietschi Foto: Andreas Zimmermann

Gegen Ende unseres Treffens fischt Scott McNeil sein Handy aus der Tasche und hält es mir hin. «Das bin ich vor drei Jahren», sagt er, «ein ziemlicher Adrenalin-Junkie». Das Bild auf dem Display zeigt einen Motorradfahrer in Aktion, Vollmontur von Kopf bis Fuss, die schwere Maschine so tief in die Kurve geneigt, dass die Ferse des Mannes haarscharf über den Asphalt schrammt. McNeil lacht. «Das habe ich inzwischen aufgegeben», sagt er. Zum einen hätten sich einige seiner Freunde bei den Motorradrennen böse verletzt. Zum anderen werde er in ein paar Jahren 60. «Ich habe ein Enkelkind, ich habe Verantwortung – ich muss das Leben ruhiger nehmen.»

Scott McNeil sitzt in seinem Büro und macht den Eindruck der Ruhe selbst. Grossgewachsen und athletisch, erklärt der 57-Jährige in bedächtiger Mid-West-Amerikanisch, weshalb er den Job in Basel unbedingt haben wollte: weil diese Professur ihm beträchtliche Forschungsfreiheit gewähre; weil er in dieser Position Grundlagendaten erarbeiten und so in einem «zukunftsweisenden Medizinbereich» etwas aufbauen könne; und weil es ihn und seine Frau einfach unheimlich gereizt habe, in der Schweiz zu leben.

Vor einem Jahr ist Scott McNeil von der Universität Basel auf die erste von zwei Stiftungsprofessuren für Nanopharmazie berufen worden. Diese werden von der Vifor Pharma Gruppe finanziert – eine problematische Konstellation? Der Forscher schüttelt den Kopf. «Ich bin froh, dass Sie das fragen», sagt er. Vifor könne ihm in seine Forschung nicht reinreden. Dafür habe die Universität mit dem Errichten einer «Firewall» gesorgt.

McNeil bewegt sich seit fast 20 Jahren auf dem Feld der Nanomedizin, in den USA leitete er zuletzt ein Team von über

30 Forscherinnen und Forschern. «Nanomedizin ist zu einem grossen Teil Medikamente-Transport», erklärt er, «das heisst, biologische Kleinstpartikel, Nanopartikel genannt, werden dafür genutzt, um bestimmte Wirkstoffe gezielt in den Körper zu schleusen.» Doch die Nanomedizin kann viel mehr als «nur» Transportieren: Durch das Verpacken eines Wirkstoffmoleküls in einen Nanopartikel lässt sich die Pharmakokinetik verbessern. Das bedeutet, «dass ein Medikament seine Wirkung länger und gezielter entfaltet», so McNeil. «Gleichzeitig lassen sich unerwünschte Nebenwirkungen reduzieren.»

Scott McNeil erläutert dies anhand einer Krankheit, die ihn besonders interessiert: der lysosomalen Speicherkrankheiten (LSK). LSK umfassen eine Gruppe von etwa 45 erblich bedingten Stoffwechselstörungen, denen ein bestimmtes Enzym fehlt. Dadurch werden in den Zellen nicht mehr benötigte Stoffwechselsubstanzen wie Makromoleküle, Lipide oder Nucleinsäuren nicht abgebaut. Diese häufen sich an – und schädigen mit der Zeit Organe, Gewebe und auch das Hirn. Als Standardtherapie erhalten Betroffene das fehlende Enzym per Infusion zugeführt. Das kann funktionieren – oder auch nicht. «Unser Körper ist sehr gut darin, fremde Substanzen zu erkennen», so McNeil, «und in vielen Fällen identifiziert er das zugeführte Enzym als fremd, das heisst, es entwickeln sich Antikörper.» Geschieht dies, «erinnern» sich die Immunzellen an das Enzym und neutralisieren es. «50 bis 90 Prozent der Patientinnen und Patienten entwickeln Antikörper gegen dieses Medikament, das sie eigentlich retten sollte.» Die Therapie ist somit für einen Grossteil der Betroffenen wirkungslos. Sie sterben.

McNeils Ansatz ist nun, das Enzym mit einer Art Tarnmantel zu versehen,

der aus einem Nanolipid namens Polyethylen-Glycol besteht. «Die Immunzellen, die in den Blutgefässen zirkulieren, können zwar hervorragend Proteine und Enzyme identifizieren, doch bei Lipiden gelingt ihnen dies viel weniger gut. Man kann sich das so vorstellen wie eine nasse Nudel, die hin- und herschlägt: das Immunsystem kriegt sie nicht zu fassen», so der Forscher. Über die Eigenschaften der Nanolipidhülle können die Forschenden steuern, in welchem Gewebe des Körpers sich die Partikel ansammeln und mit den Membranen der dortigen Zellen verschmelzen. Dabei entlassen sie die Enzyme ins Zellinnere, also dorthin, wo sie aktiv werden sollen.

McNeil hat in Basel grosse Pläne – für LSK und für Krebstherapien, an denen er bereits die letzten 15 Jahre geforscht hat. Doch der US-Amerikaner hat nach dem Umzug in die Schweiz «from scratch», also ganz von null angefangen. Das Labor im Pharmazentrum gibt es erst seit Anfang August 2021 offiziell, seine Forschungsgruppe besteht zu diesem Zeitpunkt aus gerade zwei Personen: einem Postdoktoranden und ihm selbst. «Ja, unsere Anfänge hier waren etwas abenteuerlich», sagt McNeil und erzählt schmunzelnd, wie er und seine Frau im Juli 2020 in der Schweiz angekommen seien: ohne Bleibe, die Möbel gestrandet in Bremerhaven, ohne Deutschkenntnisse, mitten in der Pandemie. Nach drei Monaten fanden sie in Aarau ein Haus zur Miete. Dort gefalle es ihnen sehr gut, und die Pendelzeit von knapp 40 Minuten nach Basel sei völlig in Ordnung.

Von null anzufangen und sich hochzuarbeiten ist Scott McNeil gewohnt. Er stammt aus einer Arbeiterfamilie im US-Bundesstaat Oregon. «Als Jugendlicher habe ich mich oft geprügelnt», erzählt er.



Scott McNeil hat im Sommer 2020 die erste von zwei Stiftungsprofessuren für Nanopharmazie übernommen. Der Umzug in die Schweiz inmitten der Pandemie war abenteuerlich, doch der US-Amerikaner hat Übung in Neuanfängen.

Scott McNeil

ist seit dem 1. Juni 2020 Professor für Nanopharmaceutical and Regulatory Sciences an der Universität Basel. Zuvor leitete er das «Nanotechnology Characterization Laboratory» in Frederick, Maryland (USA), eine gemeinsame Institution des National Cancer Institute und der US-Arzneimittelbehörde FDA. McNeil ist verheiratet und Vater von sechs Kindern zwischen 20 und 28 Jahren sowie Grossvater eines Enkelkinds.

Er habe damals viele Fehler gemacht – und daraus gelernt. Mit 20 liess er sich fürs Militär rekrutieren, als «Private», dem niedrigsten Dienstgrad der US-Armee. So sei er zu einem Uni-Stipendium gekommen. McNeil studierte in Oregon Chemie und promovierte in Zellbiologie und Anatomie, anschliessend forschte er drei Jahre als Postdoc auf Hawaii. Parallel dazu machte er militärisch Karriere. Aus «Private McNeil» wurde bald «Officer McNeil», 20 Jahre insgesamt diente er in der US-Armee. 1991 wurde er in den Golfkrieg entsandt. Als Offizier hat er sich durch unwegsame, fremde Terrains geschlagen, liess sich fürs Training – «und zum Spass!» – unzählige Male mit dem Fallschirm am Rücken aus Flugzeugen fallen und sammelte Erfahrungen im Nahkampf. «Das Militär, die Führungsaufgabe: Es formt den Charakter», sagt er. «Meine Soldaten wussten, dass sie sich zu 100 Prozent auf mich verlassen konnten.»

Fast 20 Jahre ist das her. Doch das Gradlinige, Beharrliche (auf Englisch: tenacity) habe er aus seiner Armeezeit beibehalten und ins akademische Umfeld übertragen. Auch in die neue Aufgabe in Basel. «Mein Hauptziel ist, meine Expertise in der Nanomedizin der nächsten Generation verfügbar zu machen», sagt er. «Ich will sicherstellen, dass die Grundlagenforschung Fahrt aufnimmt und vermehrt in die Klinik gelangt.» Für Scott McNeil ist die Nanomedizin das nächste grosse Ding. Es sei Zeit, sagt er, dass sie bei den Patienten ankomme. ■

Botanik

Was wächst wo?

Die Region Basel hat botanisch viel zu bieten. Mit dem Projekt «Flora beider Basel» möchte die Universität Basel gemeinsam mit Naturschutzorganisationen eine aktuelle Übersicht über die lokale Pflanzenwelt gewinnen. Das Engagement von Freiwilligen ist dabei wichtig: «Wissenschaft und Naturschutz verfügen nicht über ausreichend Ressourcen, um verschiedenste Arten aufzusuchen und zu bestimmen», erklärt Ramon Müller, Geschäftsführer Flora beider Basel und wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Basel.

Die Untersuchung der Pflanzenwelt hat in Basel eine lange Tradition: Bereits 1622 erstellte der Basler Botaniker Caspar Bauhin eine der ersten Lokalfloren. Bis vor wenigen Jahrzehnten war die Verbreitung der Basler Flora noch gut dokumentiert, die letzte umfassende Kartierung fand in den 90er-Jahren statt. Seitdem sind Pflanzenarten verschwunden und neue eingewandert. «Mit dem Projekt wollen wir herausfinden, welche Pflanzen aktuell an welchen Standorten und in welcher Populationsgrösse vorhanden sind», so Müller. Nur wenn bekannt ist, welche Arten wo vorkommen, kann man sie gezielt schützen. ■



Für die Teilnahme an diesem Citizen-Science-Projekt sind zwar Grundkenntnisse notwendig, man muss aber nicht Botanikerin oder Botaniker sein.

bit.ly/uni-nova-flora

Ausstellung

Auf der Suche nach Fritz Platten.



Das Leben von Fritz Platten als Zeitstrahl.

Ein legendärer Schweizer Kommunist für die einen, ein verblender Anhänger Lenins und Stalins für die anderen. Fritz Platten (1883–1942) ist eine der umstrittensten politischen Figuren der Schweizer Geschichte im 20. Jahrhundert. Als Organisator des «plombierten» Zuges, mit dem Lenin im Frühjahr 1917 vom Exil in Zürich ins revolutionäre Russland zurückkehrte, ging er in die Geschichte ein. Sein Sohn Fritz Nicolaus Platten sammelte Material zur Biografie seines Vaters und vermachte es in seinem Nachlass der Universitätsbibliothek Basel.

Geschichtsstudierende haben sich im Rahmen von zwei Seminaren mit verschiedenen Aspekten in Fritz Plattens Leben befasst und eine Ausstellung konzipiert, die in der Universitätsbibliothek Basel zu sehen ist. Sie verfassten dafür Texte, die sie selber einlasen für die Hörstationen, und drehten einen Film, der in der Ausstellung zu sehen ist. Bei der Umsetzung erhielten sie professionelle Unterstützung. Das Projekt ist unterstützt von der Förderlinie Agora des Schweizerischen Nationalfonds.

Die Ausstellung ist noch bis zum 14. Januar 2022 im Ausstellungsraum der Universitätsbibliothek Basel zu sehen. Der Eintritt ist frei. ■

Infrastruktur

Umzug in moderne Gebäude.

Die Universität Basel hat in den letzten Jahren an verschiedenen Standorten gebaut. Nun können Forschung und Lehre unter besten Bedingungen in den neuen Gebäuden stattfinden.

Der Neubau des Biozentrums wurde bereits im September offiziell eröffnet – acht Jahre nach Baubeginn, pünktlich zum Start des Herbstsemesters und passend zum 50-Jahr-Jubiläum des Biozentrums. Die individuell konzipierten Labore ermöglichen Forschung zu grundlegenden Fragen der Biologie.

Am 1. November folgte die Einweihung des Neubaus des Departements für Sport, Bewegung und Gesundheit neben der St. Jakobshalle. Dieser vereint alle Einheiten des Departements unter einem Dach. Die Mitarbeitenden können die neuen Räumlichkeiten bereits jetzt in Betrieb nehmen. Der Studienbetrieb wird im Frühjahrsemester 2022 aufgenommen.

Und schliesslich bezieht das Schweizerische Tropen- und Public Health-Institut die neuen Räumlichkeiten im BaselLink-Areal in Allschwil. Das neue Gebäude «Belo Horizonte» beherbergt moderne Arbeits- und Laborplätze. Der Umzug soll bis im März 2022 abgeschlossen sein. Das Reisemedizinische Zentrum findet sich auch künftig in der Villa «Zur Föhre» an der Socinstrasse. ■



Das Departement für Sport, Bewegung und Gesundheit konnte im Herbst den Neubau neben der St. Jakobshalle beziehen.

Das Magazin für noch mehr Wissen. Gratis abonnieren.



Das Wissenschaftsmagazin der Universität Basel bequem nach Hause erhalten. Einfach und kostenlos im Internet bestellen.

unibas.ch/uninova-abo



Coupon ausschneiden und senden an:
Universität Basel, Kommunikation, Petersgraben 35, Postfach, 4001 Basel

UNI NOVA erscheint zweimal im Jahr.

Bitte senden Sie mir UNI NOVA in folgender Sprache:

Deutsch Englisch

Bitte senden Sie UNI NOVA an:

Name, Vorname

Strasse, Hausnummer oder Postfach

PLZ, Ort

Ein Auge für Risiken und Potenzial.

Interview: Bettina Volz

Ist ein neues Medikament wirklich sicher? Die Epidemiologin Rahel Schneider identifiziert und quantifiziert bei Novartis in Basel die Risiken von Arzneimitteln. Daneben engagiert sie sich als ehemalige Stipendiatin bei der Schweizerischen Studienstiftung, um junge Bewerberinnen und Bewerber zu prüfen.

Frau Schneider, wie sieht Ihr beruflicher Alltag aus?

Momentan unterstütze ich zwei in der Entwicklung befindliche Arzneimittel. Eine meiner Hauptaufgaben besteht darin, sicherzustellen, dass potenzielle Risiken, die in der klinischen Entwicklung nicht erkennbar waren, nach der Zulassung durch die Arzneimittelbehörden adäquat überwacht werden. Das können beispielsweise sehr seltene negative Langzeiteffekte sein, die erst Jahre nach der

Medikamenteneinnahme auftreten. Damit die Arzneimittelsicherheit gewährleistet werden kann, arbeite ich mit Menschen aus aller Welt und allen Fachrichtungen zusammen. Dieses internationale Umfeld, verbunden mit dem riesigen vorhandenen Know-how, fasziniert und begeistert mich immer wieder aufs Neue.

Was können Sie von Ihrem Pharmaziestudium und Ihrem Doktorat in Epidemiologie an der Universität Basel einbringen?

Ich kann vieles davon in meine Arbeit einbringen, etwa Kenntnisse im Arbeiten mit grossen Datenbanken, eigenständiges Planen und Durchführen von pharmakoepidemiologischen Studien, Verfassen und Veröffentlichungen von wissenschaftlichen Texten sowie die Vermittlung von Forschungsergebnissen an Experten und Laien. Darüber hinaus habe ich während

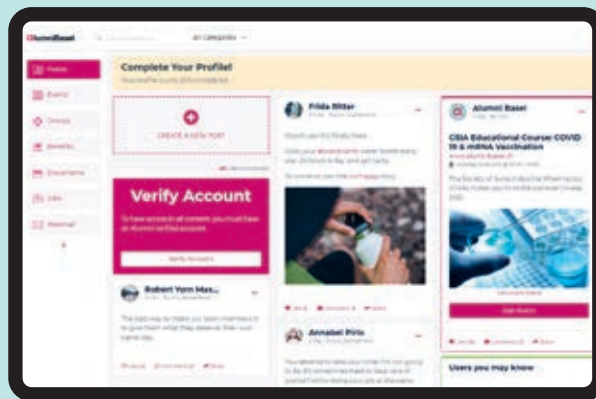
meiner Zeit als Doktorandin gelernt, dass soziale Kompetenzen ebenso wichtig sind wie fachliches Wissen. All dies hat mir den Einstieg in die Industrie erleichtert. Aber auch nach dem Studium sehe und lerne ich jeden Tag Neues, das macht meinen Job so unglaublich spannend.

Welche Rolle spielte die Schweizerische Studienstiftung für Ihren Werdegang?

Das Highlight meiner Zeit in der Studienstiftung war – neben den vielen tollen Menschen, die ich kennengelernt habe – eine Studienreise nach New York, bei der wir am «National Model United Nations», der grössten Simulationskonferenz der Vereinten Nationen, teilnehmen durften. Auch heute noch bin ich neugierig und offen für Ideen, neue Projekte und Begegnungen mit anderen Menschen. Durch den Alumni-Verein der Schweizerischen Studienstiftung wird dieses spannende Netzwerk weitergelebt. Weil die Stiftung viel zu meiner persönlichen Entwicklung beigetragen hat, bin ich inzwischen freiwillig als Assessorin tätig. Dabei darf ich Bewerberinnen und Bewerber auf ihre Eignung für eine Aufnahme in die Studienstiftung prüfen. Ich finde es ungemein bereichernd, mich mit solch engagierten jungen Menschen auszutauschen. ■



Die Schweizerische Studienstiftung feiert 2021 ihr 30-jähriges Jubiläum, weshalb AlumniBasel an dieser Stelle eine Basler Alumna und ehemalige Studienstiftlerin vorstellt. Die Studienstiftung bietet interdisziplinäre Bildungsangebote, finanzielle Unterstützung sowie vielfältige Vernetzungsmöglichkeiten, damit junge Menschen die besten Voraussetzungen erhalten, neue Ideen zu entwickeln und ihren Platz in der Gesellschaft zu finden.



In eigener Sache

Neues Alumni-Portal wird Ende 2021 aufgeschaltet.

Text: Bettina Volz,
Geschäftsführerin
von AlumniBasel

Heute dient die Alumni-Datenbank der Verwaltung der aktiven Mitglieder und umfasst aktuell insgesamt über 6000 Mitglieder. Geplant ist im Rahmen der Alumni-Strategie 2021 bis 2025 die Alumni-Aktivitäten bedeutend auszuweiten. Dazu soll die Erneuerung der Datenbank in Form eines Alumni-Portals beitragen.

Seit August 2021 können die Geschäftsstelle von AlumniBasel und Vertreterinnen und Vertreter einzelner Fakultäts- und Fachalumni das neue Alumni-Portal testen. Bei dessen Entwicklung stand insbesondere die verbesserte Nutzerfreundlichkeit im Fokus. Neu können die dezentralen Fachalumni (Unterorganisationen) im Rahmen eines stufenbasierten Rollen- und Berechtigungskonzepts ohne Umweg über die Geschäftsstelle Mails versenden und Events verwalten. Für die einzelnen Mitglieder soll das Alumni-Portal neue Netzwerkfunktionen anbieten und wesentlich intuitiver in der Anwendung sein. Für die Geschäftsstelle werden neue Funktionalitäten beispielsweise im Bereich der Beitragszahlungen und Spendenkampagnen oder der statistischen Auswertungen die Abläufe vereinfachen.

Finanziert werden die Alumni-Datenbank und das Alumni-Portal aus den Mitgliederbeiträgen von AlumniBasel und den in ihr zusammengeschlossenen Fach- und Fakultätsalumni. Die Universität beteiligt sich mit einer Defizitgarantie von 100 000 Franken über die nächsten fünf Jahre.

Der Vorstand von AlumniBasel ist daran, ein Sponsorinnen- und Sponsoren-Netzwerk zu formieren, das die in den nächsten fünf Jahren notwendigen zusätzlichen Mittel zur Unterstützung dieses Projekts bereitstellen kann. Der Flyer für Sponsorinnen und Sponsoren ist auf der Website von AlumniBasel abrufbar. Für weitere Informationen kontaktieren Sie die Geschäftsstelle von AlumniBasel via E-Mail an alumni@unibas.ch. ■

Annual Giving

Verdopplung der Spenden.

Die «annual giving»-Kampagne 2020 hat für den Stipendienfonds rund 61 000 Franken eingebracht und bedeutet gegenüber dem Vorjahr eine Verdoppelung. Seitens der Stipendienkommission wurden die Vergabeprozesse für Stipendien in den letzten 15 Monaten unbürokratisch umgesetzt; so konnte zusätzlich 50 Studierenden in Notsituationen geholfen werden. Im August 2021 wurden wieder zwei Studierende mit einem Anerkennungsstipendium des Stipendienfonds ausgezeichnet. Die Preisträgerin und der Preisträger stehen beispielhaft für alle Stipendiaten und Stipendiatinnen, die gute Leistungen unter besonders anspruchsvollen Rahmenbedingungen erbringen. ■

Mitglieder

Ergebnisse der Umfrage 2020.

An der Mitgliederumfrage haben sich 320 von 5000 angeschriebenen Alumni und Alumnae beteiligt. Aus der Befragung geht hervor, dass die neuen Fachalumni-Gruppen der beste Ansatz für die Gewinnung von neuen Mitgliedern sind. Die Bindung erfolgt also primär über das eigene Fach. Die an alle Departemente verteilten Alumni-Sets für die Abschlussfeiern werden somit beibehalten als ein wirksames Mittel, um auf AlumniBasel aufmerksam zu machen. Weiter hat sich gezeigt, dass die Teilnehmenden die Events und insbesondere die Vermittlung von Erkenntnissen zum Leben und der Forschung an der Universität als wichtigstes Angebot betrachten. Als eher unwichtig stuften die Teilnehmenden hingegen Vergünstigungen für Mitglieder ein. ■



Alumni startup FINTECH

Digital vorsorgen.



Alumnus und Unternehmensgründer Daniel Peter.

Alumnus Daniel Peter hat an der Universität Basel Wirtschaftswissenschaften studiert. Im Jahre 2017 lanciert er mit seinem Startup VIAC die erste digitale Vorsorgelösung für die Säule 3a. «Die Idee entstand aus dem eigenen Bedürfnis nach einer einfachen, verständlichen und vor allem effizienten Vorsorgelösung», so Peter. Die private Vorsorge werde in der Zukunft unabdingbar und müsse ohne Hürden für die Masse zugänglich sein. Knapp vier Jahre später werden mittels VIAC bereits rund 1,5 Mrd. Schweizer Franken Vorsorgevermögen von über 53 000 Kunden verwaltet. Durch die Automatisierung und den Verzicht auf aktive Fondsmanager kann VIAC die Gebühren tief halten. ■

viac.ch

Netzwerk als Starthilfe.

Fabienne Gribo studierte an der Universität Basel Jurisprudenz und schloss 2010 mit dem Master ab. Nach einem juristischen Volontariat bei Roche und bei Vischer Anwälten in Basel folgte im Jahr 2012 die Anwaltsprüfung. Daraufhin arbeitete sie bei der Anwaltskanzlei Bär und Karrer in Zürich. 2015 siedelte Fabienne nach New York um, wo sie heute als Unternehmensberaterin im Bereich Nachhaltigkeit und Innovation tätig ist.

Nach meinem Studium der Jurisprudenz und der Anwaltsprüfung konnte ich gleich bei der renommierten Zürcher Anwaltskanzlei Bär und Karrer einsteigen. Obwohl es mir dort ausserordentlich gut gefallen hat, zog es mich Ende 2015 aus privaten Gründen (mein Mann ist New Yorker) nach Übersee. Ein Neuanfang mit Hindernissen, denn der Einstieg in den Arbeitsalltag in den USA war nicht sofort möglich: Zunächst musste ich über ein Jahr auf die Ausstellung der Green Card und damit meine Arbeitsbewilligung warten. Als ich sie endlich erhielt, arbeitete ich zur Überbrückung auf dem Schweizer Generalkonsulat in New York. Gleichzeitig baute ich ein berufliches Netzwerk hier in New York auf, denn die Stellensuche und der Bewerbungsprozess laufen in den USA völlig anders als bei uns in der Schweiz. Während man in der Schweiz mit einem guten Bewerbungsdossier mit grosser Wahrscheinlichkeit in den Auswahlprozess gelangt, steht und fällt in den USA alles mit den Empfehlungen durch ein persönliches Netzwerk. Dabei kommt den Alumni-Netzwerken der Unis, die man besucht hat, eine grosse Bedeutung zu. Für mich als Schweizerin mit der auf Zurückhaltung getrimmten Schweizer Mentalität war es anfangs gewöhnungsbedürftig, mich hochzuloben. Aber ohne selbstbezogene Superlative kommt man in New York nirgends hin! Beim Aktivieren des Netzwerks für die Jobsuche geht es darum, seine beruflichen Interessen und Fähigkeiten sowie die gewünschte Tätigkeit und Branche sehr gut

«an den Mann» zu bringen, um durch persönliche Weiterempfehlungen an die Entscheidungsträger oder jemanden auf Führungsebene der anvisierten Firma zu gelangen. Eine Empfehlung eines Mitglieds der Unternehmensführung erhöht die Chancen erheblich. Nach einigen Anläufen hat das zum Glück recht gut und schnell geklappt und so habe ich bei der Beratungsfirma PA Consulting angefangen. PA Consulting bietet ein breites Spektrum an unternehmerischer, technologischer und innovationsbezogener Beratung und hat neben dem Büro in New York seinen Sitz in London.

Die Firma hat diverse Schwerpunkte, in denen verschiedene Teams als Berater tätig sind; zum Beispiel für Merger & Acquisitions, Analytics, IT Development, aber auch Nachhaltigkeit etc. In letzterem Bereich bin ich aktuell als Beraterin tätig. Hier kommen auf die Unternehmen in den USA aufgrund des hohen Nachholbedarfs und Entwicklungen auf Gesetzesebene grosse Herausforderungen zu. In Europa haben sich die Unternehmen bereits seit längerem mit der Thematik befasst. In den Vereinigten Staaten steht im Bereich Nachhaltigkeit das Umdenken noch bevor. Die Arbeit macht mir unglaublich Spass, denn ich kann dadurch mein Interesse an Fragen der Unternehmensführung und -entwicklung mit meinem persönlichen Anliegen, mich für Nachhaltigkeit einzusetzen, verbinden. Hier mein Knowhow einzubringen und zu Lösungen beizutragen, ist sehr inspirierend und erfüllend. ■





Anna Karško ist Literaturwissenschaftlerin und arbeitet als wissenschaftliche Assistentin am Deutschen Seminar der Universität Basel. In ihrer Dissertation befasst sie sich mit deutsch-afrikanischen inter- und transkulturellen Begegnungen in Literatur der Gegenwart. Wenn sie nicht gerade schreibt, reist sie gerne, vor allem in afrikanische Länder.

Foto: Andreas Zimmermann

Anna Karško

Die Dystopie als Gesellschaftsspiegel.

«Die wahre Kunst des Gedankenexperiments liegt für mich in dem, was wir uns als Zukunft nicht wünschen.»

Ich liebe Dystopien. Es gibt nichts Schöneres, als geborgen auf dem Sofa zu sitzen und Texte zu lesen, die von einer alternativen Gegenwart oder Zukunft erzählen. Je unheimlicher die Geschichte, desto mehr vertiefe ich mich darin, angetrieben von der Frage: Was wäre, wenn...? Die wahre Kunst des Gedankenexperiments liegt für mich in dem, was wir uns als Zukunft nicht wünschen.

Ein solches beängstigend naheliegendes Szenario kreiert Zoë Beck in ihrem Zukunftsthiller «Paradise City» (2020). Das Buch handelt von einem Deutschland in 100 Jahren, das eine durch Klimakatastrophen und Pandemien geschrumpfte Bevölkerung beheimatet. Sie wohnt in der Megacity Frankfurt, wo es keinen Privatverkehr mehr gibt und alle vollkommen gesund sind. Hier lebt auch Liina und Liina ist neugierig. Neugierig auf die Welt hinter dem herrschenden Algorithmus, welche trotz staatlicher Kontrolle an gewissen Bruchstellen durchscheint – etwa in Form der sogenannten «Parallelen». Diese Menschen mit einer Beeinträchtigung oder chronischen Krankheit wurden von der Regierung an den Stadtrand gedrängt und leben dort ohne Infrastruktur. Liina ist auch neugierig auf die eigenartigen Todesfälle, welche sich in ihrer Umgebung zu häufen

scheinen. Schlussendlich verstrickt sie sich in einen Kampf mit dem technischen System. Zoë Beck beweist die Fähigkeit, im Heute bereits Angedeutetes fertig zu denken. Für mich ein Gütesiegel für Zukunftsthiller.

Diese Fähigkeit, gepaart mit Witz und Ironie, zeigt auch Christian Kracht in seinem Roman «Ich werde hier sein im Sonnenschein und im Schatten» (2008). Er stellt sich jedoch eine alternative Geschichtsschreibung vor: Lenin fährt 1917 nicht nach Russland, sondern revolutioniert die Schweiz zu einer sowjetischen Republik. Das Land befindet sich seit 100 Jahren im Krieg und hat beinahe den gesamten afrikanischen Kontinent kolonisiert, das Militär hat sich weitgehend ins Réduit verzogen. Ein Staat, gemacht im Krieg und für den Krieg. Auch in diesem Roman findet man das berühmte Körnchen Wahrheit und es stellen sich Fragen wie: Hätte die Schweiz Afrika mitkolonisiert, hätte sich die Chance geboten? Wie hätte sich die Weltgeschichte verändert, hätte Lenin den plombierten Eisenbahnwagen nicht bestiegen? Becks und Krachts Gedankenexperimente zeigen uns eine alternative Vergangenheit und Zukunft und halten unserer Gesellschaft dabei einen kritischen Spiegel vor. ■

Ausgewählte Veranstaltungen. November–Dezember 2021



8. November, 14.15–15.45 Uhr

Die Krim und die Ukraine

Trotz medialer Aufmerksamkeit ist die Ukraine für viele Menschen eine «terra incognita». Die Initiative «Ukrainian Research in Switzerland (URIS)» will mit der Ringvorlesung zum besseren Verständnis der historischen und aktuellen Entwicklungen in der Ukraine beitragen.

Online-Ringvorlesung via Zoom

17. November, 9.00–18.30 Uhr

Uni am Markt

Am Stand stellen Forschende Projekte vor, die einen thematischen Bezug zum Kanton Basel-Landschaft haben.

Sissach

17. November, 13.30–20.00 Uhr

Comics übersetzen – wie geht das?

In Comics sind Wort und Bild sehr nahe beieinander, aber nur das eine muss in eine andere Sprache übersetzt werden: Welche Probleme stellen sich dabei? Und welche Freiheiten lässt das delikate Zusammenspiel von Wort und Bild zu? Über diese und andere Fragen unterhalten sich Marco Kunz und Martin Zingg mit dem auf Comics spezialisierten Übersetzer Ulrich Pröfrock.

UB Hauptbibliothek, Vortragssaal (1. Stock)



18. November, 19.00–21.00 Uhr

Uni Talk

Wer garantiert ein qualitativ einwandfreies Trinkwasser? Welchen Einfluss hat die Klimaerwärmung auf das Grundwasser? Am Uni-Talk sprechen Prof. em. Dr. Peter Huggenberger, Dep. Umweltwissenschaften der Universität Basel, und Maja Graf, Ständerätin Kanton Basel-Landschaft und Biobäuerin.

Gewerbe- und Kulturhaus
Obere Fabrik, Gerbergässlein 1,
4450 Sissach

24. November, 18.00–19.30 Uhr

Faszination Kommunismus. Schweizer Frauen in Stalins Sowjetunion, 1929–1953

Was zog die Schweizer Frauen Lili Schmidt, Paula Schmid und Ella Maillart in die Sowjetunion unter Stalin und wie prägte dies ihre Biografie? Unterschied sich ihr Blick auf die UdSSR von jenem ihrer männlichen Zeitgenossen? Diese Fragen diskutieren Fenja Läser (Historikerin), Rhea Rieben (Historikerin) und Beatrice Schmid (Literaturwissenschaftlerin und Autorin) mit Blick auf die Biografien von Ella Maillart (1903–1997), Paula Schmid (1902–1973) und Lili Schmidt (1900–1986). Moderation: Prof. F. Benjamin Schenk (Historiker)

UB Hauptbibliothek, Vortragssaal (1. Stock)



1. Dezember, 13.30–13.45 Uhr

Das «Internet Archive» – eine Sammlung von Webseiten und mehr

Bibliotheken und Archive bewahren gedrucktes und digitales Kulturerbe. Wer aber kümmert sich um das Internet? Seit bald 25 Jahren speichert das «Internet Archive» weltweit Webseiten, die über die «Way Back Machine» abrufbar sind. Ein Einblick vor Ort in San Francisco.

Coffee Lecture
(Online-Veranstaltung)

3. Dezember, 16.15–17.15

Forschen und darüber reden

Prof. Dr. Rolf Weder im Gespräch mit Prof. Dr. Frank Krysiak über Umweltpolitik, Nachhaltigkeit, Klima- und Energiepolitik und technischen Fortschritt. Das Publikum hat die Gelegenheit, Fragen zu stellen.

Die Veranstaltung wird hybrid angeboten.

5. Dezember, 14 Uhr

Führung durch die Sonderausstellung «tierisch!»

Die Ausstellung «tierisch! Vom Tier zum Wirkstoff» untersucht die (Wirk)Kraft und Verwendung von Tieren als Arzneirohstoff, Symbol und Artefakt in der Pharmaziegeschichte bis in die heutige Zeit.

Pharmaziemuseum,
Totengässlein 3, 4051 Basel



10. Dezember, 16.00–17.30 Uhr

Der Geist, der in die Beine fährt

Der «Steppenwolf» in einer Lesung mit Musik.

Hermann Hesses Basel-Roman wird dort zu Gehör gebracht, wo grosse Teile vor knapp 100 Jahren niedergeschrieben wurden. Der Schauspieler Woody Mues und der Jazz-Cellist Stephan Braun bringen den Sound der späten 1920er-Jahre und das grosse Lebensexperiment des Steppenwolfs in einem Dialog von Lektüre und Musik swingend zur Geltung.

UB Hauptbibliothek, Vortragssaal (1. Stock)

13. Dezember, 14.15–15.45 Uhr

Tschernobyl – Eine transnationale Katastrophe

Die Initiative «Ukrainian Research in Switzerland (URIS)» will zum besseren Verständnis der historischen und aktuellen Entwicklungen in der Ukraine beitragen. Denn trotz medialer Aufmerksamkeit ist das zweitgrösste Land Europas für viele Menschen nach wie vor eine «terra incognita».

Online-Ringvorlesung via Zoom

Bitte beachten Sie die geltenden Richtlinien der einzelnen Veranstaltungen (Anmeldung, beschränkte Teilnehmerzahl, Covid-19-Zertifikatspflicht etc.).

Informationen unter:

unibas.ch/veranstaltungen

Camille Pissarro, Femme au fichu vert, 1898 Musée d'Orsay, Paris © Foto: RMN-Grand Palais, Franck Raub

Camille Pissarro

4.9.2021
— 23.1.2022

kunstmuseum basel